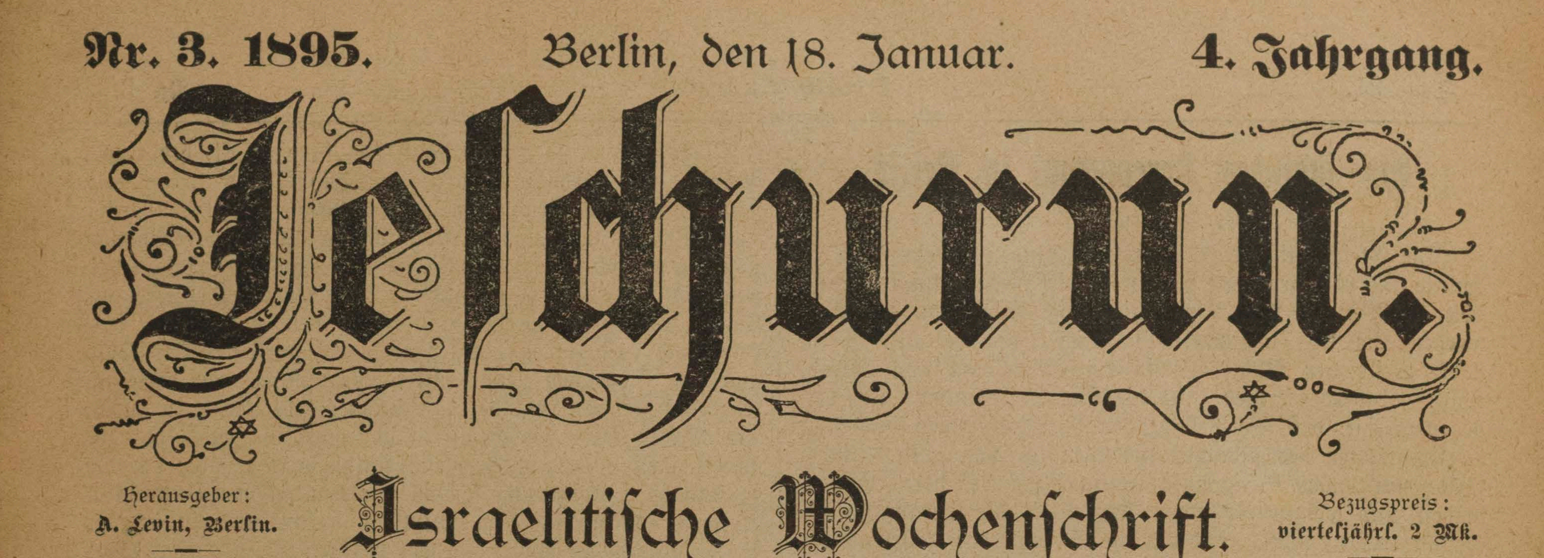
Nr. 3. 1895. Berlin, den 18. Januar. **4. Jahrgang.**



Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Israelitische Wochenschrift.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Ideale Zwecke und Kampfmittel.

Die Boykottierung der Juden in geschäftlicher Beziehung wird von den Antisemiten auf so vielseitige Weise und mit solchem Cynismus betrieben, daß es lächerlich erscheint, wenn sie dabei noch immer die Phrase von der „Bekämpfung des Judentums vom Standpunkt des Idealismus" im Munde führen. Der Eifer, mit welchem Führer dieser Partei einander die Erträge aus Vortragseinnahmen, Zeitungsabonnements, Inseraten, Flugblättern, Bilderbogen u. s. w. streitig machen, zeugt wahrhaftig von keiner idealen Geistesrichtung. Und wie für manche von diesen Führern und ihrem Anhang die Judenfrage trotz aller schönen Redensarten nur eine „Magenfrage," ein nahrhafter Erwerbszweig ist, so erscheint zahlreichen Anhängern dieser „Idealisten" die Agitation als das einzige Mittel, im Geschäfts- und Gewerbsleben konkurrenzfähig zu werden. Daß dies eine Täuschung ist, hätten sie längst einsehen müssen, wenn nicht die kühne Redensart in Wort und Schrift auf Leute in ungünstiger Lebenslage stets ihre Wirkung ausübte. Jetzt, nachdem das Weihnachtsgeschäft vorüber ist, werden sich die kleinen Gewerbetreibenden wohl überzeugt haben, daß ihnen der mit den massenhaft verbreiteten Flugblättern „Kauft nicht bei Juden" getriebene Unfug wenig Nutzen gebracht hat. Ebenso geringen Nutzen werden voraussichtlich den „deutschen" Gewerbetreibenden die Deutschbund-Adreßbücher bringen, welche der „Tägl. Rundsch." zufolge „zur geräuschlosen Abwehr des Judentums und wirtschaftlichen Stärkung des Deutschtums" dienen sollen. Das genannte Blatt zeigt seinen idealen Standpunkt recht offen, wenn es in seiner Nummer vom 9. Dezember 1894 schreibt: „Der geschäftliche Vorteil muß erst auf die Seite der Deutschgesinnung gebracht werden, dann sollt ihr sehen, wie bald die ganze Herrlichkeit Judas bei uns zusammensinkt." So unverhüllt hat wohl noch kein anderes Organ den „geschäftlichen Vorteil" als die Parteilosung kundgegeben. Damit zeigt die „Tägl. Rundsch." ihr wahres Gesicht — denn Religions- und Klassenhaß war nur die Maske! In demselben Artikel wird auch zugegeben, daß sich nicht wenige anständige christliche Geschäftsinhaber für die zweifelhafte Ehre bedankten, ihre Firmen in dem Deutschbund-Adreßbuch unter denjenigen genannt zu sehen, welche der jüdischen Konkurrenz gegenüber solcher Protektion bedürfen. Diese würdige Ablehnung eines solchen Reklamemittels ist nicht nur christlichen Geschäftsinhabern in Berlin, sondern auch in andern Städten wie z. B. in Bromberg nachzurühmen, wo nur verhältnismäßig wenige Firmen in dem zur Verteilung gelangten „Führer durch Brombergs christliche Geschäfte" inserierten und selbst von diesen noch einzelne nachträglich erklärten, die antisemitische Tendenz des Unternehmens nicht gekannt zu haben. Den Berlinern gegenüber gebrauchte der Herausgeber des Adreßbuches die Drohung, ihre Namen nach wie vor in seinem Adreßbuche aufführen zu wollen, in einem Anhang aber alle zu nennen, welche gegen ihre Aufnahme in das Deutschbund-Adreßbuch Einspruch erhoben haben! — In den Briefkästen vieler antisemitischen Blätter findet man fortwährend als Antworten auf angebliche Anfragen, daß der Arzt N. N., der Rechtsanwalt N. N. Jude oder jüdischer Abstammung sei, daß die Firma X. Y. trotz ihrer deutsch klingenden Namen sich im Besitze der Juden A. B. C. befinde u. dgl. m. Diese Art idealen Strebens bedarf keines Kommentars; ebenso wenig wie die Abonnements-Einladungen mancher Blätter mit den dringenden Bitten an alle Parteigenossen, in den Restaurationen und andern Orten ihr Leibblatt zu verlangen, einer Erläuterung nötig erscheinen lassen. Die Herausgeber solcher Blätter stehen unverkennbar auf derselben idealen Höhe, wie jene bekannten Gastwirte, welche durch Hetzbilder und Hohnlieder judenfeindliche Gäste anzulocken und zu Trinkgelagen zu veranlassen suchen.

Alphonse Lewy.

Ein jüdisches Vereinshaus in Berlin.

Von J. Mansbacher.

Die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen ist eine viel gekannte und viel genannte und noch viel mehr beklagte Krankheit in Israel. Von Kirchlichkeit soll hier ganz abgesehen werden; sie setzt bestimmte Neigungen voraus und ist die starke Seite der Nichtjuden in der Gegenwart auch gerade nicht. Anders dagegen liegt die Sache, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Jahre lang den Beschimpfungen und Verunglimpfungen des jüdischen Bekenntnisses von antisemitischer Seite mit einem Gleichmute begegnet wurde, der dem denkenden und lebhaft fühlenden Israeliten die Schamröte ins Gesicht treiben muß. Erst als die Schmach des Jahrhunderts begann eine für das praktische Leben fühlbare Gefahr zu werden, da schrie man nach Abhilfe und verlegte man sich darauf, energisch sich zur Wehr zu setzen und durch die verschiedensten Mittel den größten Feind im eigenen Lager, den Indifferentismus zu bekämpfen.

Ueberzeugt davon, daß die Interesselosigkeit die Unwissenheit zur Mutter hat, ging man zunächst daran, durch Belehrung auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte den Sinn für jüdisches Sein und Wesen neu zu beleben. Diesem Streben ist die Entstehung der jüdischen Litteraturvereine zu verdanken, die an vielen Orten unseres Vaterlandes zum Segen wirken. Man kann diesen Vereinen nur sympathisch gegenüberstehen, da sie, wie gesagt, heilbringend thätig sind, ohne indes davon überzeugt zu sein, daß ihre Wirksamkeit allein dem Uebel zu steuern vermöge. Der Sinn für die Geschichte ist mit dem Sinn für Kunst und Wissenschaft als eng verbunden nicht überall zu finden und nur da zu Hause, wo der allgemeine Bildungsgang den Boden dafür gelockert hat. Die breite Masse dürfte auf die Dauer durch diese Art der Heranziehung für die Interessen der jüdischen Gemeinde nicht zu gewinnen sein, wenn nicht noch andere Faktoren ihr thatkräftig zu Hilfe kommen.

Wer in unserer Zeit Menschen für bestimmte Ziele gewinnen will, der fasse sie ganz, d. h. nach der Seite des Gemütes ebenso wie nach derjenigen des Geistes. Die Belehrung durch wissenschaftliche Vorträge 2c. ist ein einseitiges Vorgehen, für das nicht ein jeder zu gewinnen ist, wenn nicht noch die sonstigen Zugmittel geselligen Vergnügens, der Erholung 2c. locken. Warum aber diese Mittel verschmähen, wenn dadurch das Ziel, für das Judentum kräftiger zu wirken, erreicht werden kann? Ist doch gar häufig der Einfluß der frohen Stunde der Boden gewesen, dem die gute That, namentlich da, wo Selbstüberwindung dazu gehörte, entsprang.

Diese Erwägungen sind es, welche dahin führen, eine Stätte zu gründen, die zunächst als Sammelstätte für die Israeliten dienen, aber nach den beiden angedeuteten Richtungen hin durch die Art ihrer Einrichtung zweckdienlich vorbereitet wäre. Man wird mir entgegnen, jüdische Hotels und Restaurationen, sowie jüdische Klubs, Logen, Vereine 2c. gäbe es in Hülle und Fülle, die den obengenannten Zwecken dienen. Einesteils bedeuten diese Vereine 2c. nichts oder kaum mehr als gewöhnliche Vergnügungslokale, und selbst dann, wenn sie diesen Zwecken ausschließlich nicht dienen, so ist ihre Wirksamkeit durch die Standes- und Rang-Gemeinschaft derer, die sich zu der Vereinigung zusammengesellt haben, eng begrenzt. Die Allgemeinheit ist ausgeschlossen und der Nutzen für dieselbe daher fast in dem gleichen Maße.

Was uns dringend not thut, das ist ein Ort, der Lehr-, Arbeits- und Erhohlungsstätte zugleich ist und neben dem Geiste auch dem Gemüte zu seinem Rechte verhilft. Christlicherseits hat man nach dieser Richtung hin durch Gründung von Vereinshäusern zu wirken gesucht, und der Erfolg lehrt, daß trotz der daselbst vielfach vorherrschenden Pietisterei die Lokale frequentiert werden und nicht allein nach innen, sondern auch nach außen hin segenbringend wirken. Das sollte uns ein Fingerzeig sein, unter Weglassung der dort sich zeigenden Fehler ähnliche Institutionen ins Leben zu rufen. Für Berlin käme demgemäß in Betracht ein Haus, das zunächst einen ausgedehnten Restaurationsbetrieb habe, um der bescheidensten Forderung sowohl wie den reichsten Ansprüchen genügen zu können. Im Anschluß daran und in engster Verbindung damit muß gefordert werden: ein größerer Saal für die Abhaltung von Vorträgen, sowie zur Veranstaltung von Disputationen, die allwöchentlich den Glaubensgenossen Gelegenheit zur Belehrung zu bieten hätten. Kleinere Säle mit Bühne zur Aufführung von Litteraturerzeugnissen für Vereine 2c., sowie bei besonderen festlichen Anlässen wären ebenfalls erwünscht, würden auch nebenbei für gottesdienstliche Zwecke aushilfsweise benutzt werden können.

Daß auf diese Weise namentlich den jüdischen jungen Leuten eine Stätte für gesellige Zusammenkünfte, den älteren ein Ort geistigen Austausches, den jüdischen Vereinen ein Lokal für ihre Bestrebungen geboten werden würde, wie sie es sich wünschen, liegt auf der Hand. Namentlich aber, und das ist die Hauptsache, würde eine Zentralstelle geschaffen werden für jüdische Bestrebungen überhaupt, die gar oft daran scheitern, daß kein passender Ort vorhanden ist, ihnen zum Lichte zu verhelfen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine solche Einrichtung hier in Berlin prosperieren würde, zu der hier die Anregung gegeben sei, verbunden mit dem Wunsche, daß sich recht bald die Stimmen derer erheben, welche dem Gedanken sympathisch gegenüberstehen und zu seiner Verwirklichung beitragen wollen.

Aus Arnswalde-Friedeberg

wird uns geschrieben:

Was wohl in unserem Kreise wieder „los" ist? — Der Ahlwardt. Glücklich aus Plötzensee wieder angelangt, bereiste nun auch dieser ehrenfeste Reichsbote in den thatenlosen Parlamentsferien seinen getreuen Wahlkreis, um hier vor seinen Wählern Rechenschaft abzulegen über seine „rühmlichst" bekannte parlamentarische Thätigkeit und sie über die „politische Lage" aufzuklären. Das ginge uns freilich weiter gar nichts an — da wir Juden hier in Politik — nichts machen — — allein, seine neuesten Hetz-Variationen interessieren uns doch. Diese wollen wir darum hier zum Gaudium unserer lieben Mitleser dieses geschätzten Blattes ein wenig festnageln.

In seinen diesmaligen, endlos langen (2—5stündigen) Quatschreden spielt sich Ahlwardt nicht blos vollständig auf seinen „Sozialismus der dummen Seele" aus, sondern er liefert auch zugleich die besten Beweise dafür. So z. B. haranguierte er seine Zuhörermassen u. a. mit folgenden Weis-

heitsproben: Alles Geld haben — die Juden. Sie besäßen zwei Drittel des gesamten Nationalvermögens und zwar — ausgerechnet! — achtunddreißig Milliarden. Die ganze Reichsbank gehörte den Juden. In derselben säßen 31 Juden, die haben da eine Staatspapier-Maschine in einer Ecke stehen, aus der sie kilometerlange Papierstreifen herauskurbeln." Davon schnitten sie lauter Hundertmarkscheine ab. Die verkaufen sie den Leuten für bares Geld. So brächten sie alles Geld an sich und gewinnen im Handumdrehen hunderte Millionen. Kommt dann ein Deutscher auf die Reichsbank (— z. B. ein solcher wie Ahlwardt? —), um sich Geld zu leihen, so sagen die Juden: Du bist uns nicht ganz koscher, und dann fordern sie von ihm auf 300 Mark 100 Mark Zinsen.

Die Juden können nicht Soldat spielen, denn sie haben krumme Nasen und schiefe Beine: damit schändeten sie die deutsche Armee. Aber ihr Geld sollen sie dafür hergeben; sie haben's ja! — und sich Leute kaufen, die für sie dienen.

Aber damit nicht genug. Sein ganzes Raubau-Raubsystem offenbart er darauf in folgendem Vorschlag zur Güte, wie man die Juden mit bester Manier los werden und sich ihres Geldes bemächtigen könne. Und zwar so: Man stecke jedem derselben 50 000 Mk. als Reisegeld in die Tasche und schiebe sie damit schleunigst ab — nach Palästina. Das Uebrige — natürlich! — müsse ihnen abgenommen werden; damit wäre den Arbeitern schon geholfen. — Schade, daß der Rektor a. D. nur ein verkrachter Schulmeister und nicht Börsianer geworden ist. So aber bleibt es denn doch noch etwas zweifelhaft: spekulierte er nun auf die überschüssigen Reichtümer der Juden oder blos auf die begehrlichen Leidenschaften derer, die nicht alle werden? Den armen Juden freilich will er keine 50 0000 Mark mitgeben, sondern blos einen Pflug und Karst und ihnen je ein Stück Land irgendwo in der Wüste anweisen, das sie pflügen könnten; — nur eins hat er dabei noch vergessen: den Ochsen vor den Pflug zu spannen. Ganz ergötzlich war's, als dabei ein alter simpler Schäfer vom Lande in seiner Gewissensnot Ahlwardt um Mäßigung und Schonung der von ihm zur Deportation Verurteilten anflehte: „Aber, ach! Herre Ahlwardt! das kann doch nicht alles so ganz plötzlich, auf einmal geschehen, wenigstens nur ein beten sachte, nur so a peh a peh!" —

Die Juden, so meinte A. weiter — und nun kommt das köstlichste! — hätten gar keine Ursache, sich über ihn zu beklagen, da er es ja nur zu gut mit ihnen meine. Wenn sie aufstehen, dann sehen die Juden nach Osten hin, wo die Sonne aufgeht, wickeln sich Riemen um die Hand und beten: „Gott Abraham's 2c. führe uns in's gelobte Land, wo Milch und Honig fließt; sei aber ein Rächer denen, so uns daran hindern". Darum sei nun er, Ahlwardt, auferstanden als ihr Messias, um ihnen zur schleunigen Erfüllung ihres täglichen Morgengebetes zu verhelfen. Weil sie gar so fleißig gebetet hätten, habe Gott die Antisemiten erschaffen, daß sie die Juden austreiben sollen. — Zwar, Gott hat ja die Bösen geschaffen, wie die Guten; daß er aber gerade Ahlwardt zu ihrem Messias bestellte — ist das wohl eine „göttliche" Idee? In seiner plötzenseeligen, unfreiwilligen Muße hat wohl Ahlwardt recht tüchtig Hebräisch studiert, und da ist ganz plötzlich der Geist der „heiligen Einfalt" über ihn gekommen, der ihn lehrte, wie er sich die Gebete der Juden auslegen solle, gerade so, wie er neulich auch den 137. Psalm so schön in diesem Geiste interpretiert hat. Wie bitter ernst es ihm sei, sich weltenweit fern von den Juden zu halten und jede Verbindung mit ihnen zu meiden, das deutete er nur mit der verfänglichen Frage an: Wenn hier eine schöne Jüdin wäre, die 5000 Mark hätte, würde sie wohl einer von Euch nehmen? — Wer weiß! Bei solchen verlockenden Propositionen, ob sich da nicht der Rektor a. D., wenn man ihn damit wirklich auf die Probe stellen wollte, doch noch eines andern besänne, vielleicht gar noch drum — beschneiden ließe?! Einmal, so hörten wir, soll er sich zu einer Verbindung mit Juden als ihr Freund und Bundesgenoß sogar schon um einen weit geringeren Preis angeboten haben! Und wiederum schade, ewig schade, daß so ein Ahlwardt um ca. 4000 Jahre zu spät geboren und aufgestanden ist. Wäre er z. B. zu seligen Pharaos Zeiten in Egypten gewesen, er hätte diesem ein schönes Licht aufstecken können darüber, daß er blos die Knäblein der Juden in's Wasser werfen ließ und nicht auch ihre schönen Mägdelein.

Die hier im Wahlkreis eingesessenen Juden verhielten sich diesmal dem allem gegenüber absolut passiv. Sie schienen stillschweigend überein gekommen zu sein, dieses alles über sich ruhig — herschwatzen zu lassen und sich von den Ahlwardt-Versammlungen gänzlich fern zu halten. Nicht einmal die Freude gönnten sie ihm, wie voriges Mal geschehen, daß er irgend einen kleinen „Judenkantor", der sich schüchtern zu einer sanften Gegenrede hervorwagte, gleich beim ersten Worte am Kragen packen und unter dem Beifallsjohlen seiner getreuen Scharen hinausspedieren ließe. Ob dieses passive Verhalten der hiesigen Juden nun eine Feigheit oder eine politische Klugheit zu nennen war? Allenfalls scheint der Unstern Ahlwardts auch ohnedies hier schon im Erbleichen begriffen, trotzdem seiner jämmerlichen Judenhetze von keiner Seite irgendwie Einhalt gethan wurde. Nicht einmal ein freisinniges Gemüt wagte sich hervor, um die hirnverbrannten Quatschargumente ad absurdum zu führen, so daß man von manchem biederen Bürgersmann nach deren Anhörung äußern hörte: „Nu aber einmal und nicht wieder. Jetzt wähle ich gar keinen mehr, wenn sie mir auch noch so viele Zettel in's Haus schicken". Eine Vorahnung seines kommenden Falles scheint darum auch aus allen seinen lüsternen Spekulationen und Rechenexempeln auf den Reichtum der Juden als Achillesverse hervor. Sie mögen nun stimmen oder nicht, sein Fall ist nahe. Dafür sorgt schon der — Ahlwardt selbst, getreu nach dem Spruche der Nemesis: Wer andern eine Grube gräbt 2c., mit seiner immer prononzierter werdenden Linksnligung nach der Seite des „Umsturzes" hin. Lassen wir ihn also ruhig schießen; denn: „Die Toten reiten schnell!" N.

Dr. Adolf Jellinek.

Gedenkblatt zum ersten Jahrzeitstage.

Von Dr. Julius David, Preßburg.

II.

In seiner Begeisterung für die jüdische Litteratur und seinem Drange nach Verbreitung jüdischen Wissens gründete er in Wien vor mehr als 30 Jahren mit andren hochherzigen, die jüdische Wissenschaft teils fördernden, teils selbst pflegenden Männern eine jüdische Lehrstätte, ein Bet-ha-Midrasch, in

welchem täglich Thora und Talmud gelehrt, belehrende wissenschaftliche Vorträge von ihm und anderen vor freiwilligen Besuchern und Studierenden gehalten wurden, und wo — es sei dies gestattet zu sagen — auch Schreiber dieses seinerzeit mehrere Vorträge hielt. Ich erwähne dies letztere darum, weil es beweist, wie der große Lehrer bestrebt war, seine Jünger, denen er die Fähigkeit zutraute, für die Oeffentlichkeit und für ihren eigenen künftigen Beruf vorzubereiten. Es wäre zu wünschen, daß in jeder größeren Gemeinde, ein solches Bet-ha-Midrasch ins Leben zu rufen möglich wäre. Es wäre dies auch ganz nach dem Geiste des Judentums, da ja nach vielen Aussprüchen unsrer Weisen ein jüdisches Lehrhaus für eine jüdische Gemeinde und zur Erhaltung des Judentums wichtiger, dringender und heilsamer ist, als manche Wohltätigkeitsanstalt. Heißt ja die erste der drei Säulen des Judentums: Thora!

Durch jene Lehrstätte hat Dr. Jellinek viel Kenntnis verbreitet, wurden viele Laien, wenn sie auch früher keine Ahnung von der Ideenwelt des Judentums und von seinen wissenschaftlichen Gängen hatten, mit Erfolg in dieselben eingeführt und eingeweiht und deren Interesse für das heilige Schrifttum geweckt. Auf dem Katheder glänzte erst recht seine Weisheit, seine Gelehrsamkeit, sein Geist und auch sein Witz, und er zeigte sich als der wahre Kohelet — limmed daath en ha-am we-izzen we-chikker, — der das Volk gründlich belehrte, der alles fein erwog, tief dachte und forschte, oder wie Ibn Esra erklärt: we-chikker: hora derochim lo-om lachkor bo-hem ha-chochma, — der sich bewährte als einer, der dem Wissenden und Unwissenden die Wege zeigte, die Mittel angab, wie die jüdische Weisheit, die jüdische Lehre, die jüdische Wissenschaft erforscht, ergründet und erkannt werden soll. Dadurch hat er den Glanz des Studiums der Thora, der seit den historischen Chachmé Wina, seit den „Weisen Wiens“ aus den früheren Jahrhunderten verloren gegangen ist, wieder hergestellt. — Es wäre von bedeutendem Interesse und Werte gewesen, wie viele dieser seiner mündlichen Vorträge aus dem Midrasch und über die Rhetorik in der Bibel schriftlich aufgezeichnet und der Vergessenheit entrissen worden wären, da sie eine große Menge trefflicher Gedanken, geistreicher Bemerkungen, scharfsinniger Aperçus, anleitender Winke, methodischer und hodogetischer Regeln enthielten.

Besonders schöpferisch war er auf einem litterarischen Gebiete, das bis auf ihn fast unbeachtet und wenig durchforscht blieb. Ich spreche hier nicht von seinen mit seltener Ausdauer durchgeführten und feinfühlende Zusätze aufweisenden bibliographischen Arbeiten, die ein wahres Arsenal geistigen Rüstzeuges für die Juden eröffnen, sondern von der kabbalistischen Litteratur. Er war ein anerkannter, unbestrittener Kenner und Meister der Kabbala. Ueber die größten Kabbalisten, wie Nachmanides, Mose de Leon, Abulafia, Schem-Tob, Luria und andere brachte er neue und helle Aufschlüsse, und steigerte die Bedeutung und den Wert der kabbalistischen Bücher dadurch, indem er zeigte, daß dieselben trotz der darin vorwaltenden, mit unserer Verstandesauffassung nicht übereinstimmenden Theorien doch kostbare Gedanken und Lehrsätze enthalten, die in jeder Zeit als gangbare Münzen ausgegeben werden können, und daß sie trotz ihres dunklen Gepräges und ihres mystischen Inhaltes doch durch die religiösen Empfindungen und Gefühle, die aus diesen Büchern sprechen, für die Rätsel des Lebens und die psychischen Züge des Menscheninnern oft eine befriedigendere Lösung und erhebendere Momente bringen, als der stolze Bau des philosophischen Denkens und das künstlerische Gefüge theologischer Grübeleien.

Man kann daher auf den Heimgegangenen jene Erzählung anwenden, die in der Nachgeschichte des Auszuges aus Egypten sich findet. — Die Israeliten, heißt es, wanderten drei Tage in der Wüste und fanden kein Wasser, und als sie endlich auf eine Quelle stießen, da war sie marah, bitter und ungenießbar; Gott aber zeigte dem Moses ein Holz, das dieser ins Wasser warf, welches dadurch süß geworden. Die Hagadisten erklären: Unter „Wasser“ verstehe man hier die Worte der „Thora“, die in der heiligen Schrift oft mit Wasser verglichen wird. Die Israeliten also fanden keine Thora, lebten ohne die Stütze der religiösen Belehrung, und dies war für sie ein großer Mangel und von großem Schaden, indem sie dadurch, gleichsam wie ein Mensch, der in der Wüste ohne Wasser ist, in ihrer neuen Lage sich nicht zurecht finden konnten und allerlei Fährlichkeiten und Irrungen ausgesetzt waren. — Dies wäre ein anschauliches Bild für die Schaffensweise Jellinek's auf dem letztberührten Terrain besonders und hinsichtlich seiner jüdisch-theologischen Aufklärungen und Belehrungen überhaupt. Auch das Israel unserer Zeit war noch in vielen Punkten ohne vollkommenes Verständnis der Gotteslehre, ohne genügende Kenntnis mancher Teile der jüdischen Wissenschaft und der geschichtlichen Erscheinungen — wa-jorehu Adonai ez. Da kam Dr. Jellinek mit seinem Wunderholz, mit seinem Baume der Erkenntnis, den er angepflanzt im Garten der jüdischen Litteratur, da kam er mit seinem gottbegnadeten, aufhellenden und durchdringenden Geiste und machte das angenehm, zugänglich, nutzbar und verständlich, was vor ihm gleichsam herbe, unnahbar, unverwertet, dunkel und unverständlich erschien.

Somit habe ich den gottseligen Dr. Adolf Jellinek als karja we-tanja, als Gelehrten und Lehrer gezeichnet: ich will ihn in den folgenden Artikeln als paitan we-darschan, als Dichter und Prediger vorführen. Aber schon aus der bisherigen Darstellung ersieht jeder, daß der vor Jahresfrist Hingschiedene ein selten großer Geist, eine Leuchte und Zierde des Judentums war, und daß er in seiner Liebe zur Thora und dem jüdischen Schrifttum Großes, Verdienstvolles und Unvergängliches geleistet hat. In dieser Liebe zur Thora soll er unser ewiges Vorbild sein, daß wir das Studium derselben pflegen und fördern, die Geschichte unseres Volkes erforschen, die Denkmäler unseres Schrifttums hervorziehen und unserer Zeit als Zeugnis, als leuchtendes Pharos des jüdischen Geistes hinstellen. Wir müssen von ihm lernen: én ozzi éla thora, unsere Stärke, unser Lied, unsere Weisheit ist die Thora, der wehende Gottesgeist in der Thora, und als sein Vermächtnis dürfen und sollen wir das Leitprinzip übernehmen: In der Thora ruht unsere Kraft, durch sie allein können und werden wir siegen, mit ihr sind wir nie verloren.

Die Juden von Berlin

zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts.

Von B. Simon, Posen.

II.

Noch schöner und anziehender als Frau v. Grotthuß war ihre jüngere Schwester Marianne, die durch mehr

Verstand und Geist völlig einbrachte, was sie an natürlicher Gutmütigkeit und angeborener Koquetterie weniger besaß. Kalt und berechnet genoß sie die Gegenwart und pflegte zu sagen: „Nach mir die Sündflut" — aber, nach Varnhagens Zeugnis, „so fröhlich und anmutsvoll, daß man ihren Ausspruch augenblicklich mit unterschrieben hätte." Henriette Herz und andere Personen von oberflächlichem Urteil hielten dies für Leichtsinn, Varnhagen und Rahel aber wußten sie besser zu beurteilen. Sie besaß in der That einen festen, entschiedenen Willen und verstand es, sich Geltung und Achtung zu verschaffen. Im Alter von fünfzehn Jahren und ohne Vorwissen ihrer Eltern, ließ sie sich taufen, um sich den so sehr ersehnten Eingang in die christlichen aristokratischen Kreise zu erleichtern. Gerade ihr freimütiger, naiver Egoismus übte eine mächtige Anziehungskraft auf die Männer. Goethe, den Fünfzigen nahe, als er sie (1797) kennen lernte, verbarg den so sehr lebhaften Eindruck nicht, den Marianne Meyer auf ihn machte, und dreizehn Jahre später, in Teplitz im Bade, klagt Gentz: „Er hat nur Augen für sie und sie ist die einzige Person, mit der er wirklich zusammen ist." Das diplomatische Korps in Berlin schien sich in Wahrheit um ihren Besitz zu streiten. Graf Goßler, kurfürstlich sächsischer Gesandter, hätte sie ganz sicher geheiratet, wäre nicht seine unvertilgbare Voreingenommenheit gegen die „Judenheit" gewesen. Graf Christian von Bernstoff, damals Attaché der dänischen Gesandtschaft, später preußischer Minister, war zum Rasendwerden in sie verliebt und es bedurfte des energischen Dazwischentretens seines Vaters, um die Heirat zu hindern. Kaum war der alte Graf tot, als der Verliebte hineilte, Mariannen seine Hand anzubieten. Zu spät! Er kam gerade am Tage ihrer Hochzeit mit einem andern Diplomaten, dem Fürsten von Reuß (aus dem souveränen Hause dieses Namens), damals österreichischer Gesandter am Berliner Hofe, mit dem sie jedoch, wie man sagte, schon mehrere Jahre insgeheim verehelicht war. Der Fürst lebte nicht lange und 1799 verließ seine junge Witwe, Frau v. Eybenberg (welchen Namen das Fürst Reußsche Haus ihr oktroyiert hatte), Berlin, um sich in Wien heimlich niederzulassen. An beiden Höfen war sie mit den ersten Damen liiert und die schöne Jüdin verkehrte mit den Prinzessinnen von Kurland, mit den Familien Ligne und Clary auf ganz gleichem Fuße. Trotz des Beispiels ihrer Schwester, welche beifällig aufgenommene Novellen, Dramen, Journalartikel (meist französisch) schrieb und trotz des Andringens ihrer litterarischen Freunde wollte sie sich nie dazu verstehen, als Schriftstellerin aufzutreten.

Beide Schwestern blieben nicht für immer in ihrer glänzenden Lage. Frau v. Grotthniß lebte in noch ziemlich behaglicher Mittelmäßigkeit, nachdem der Krieg ihren Mann ruiniert hatte. Die Witwe des Fürsten Reuß, die immer dem Genuß der Gegenwart gelebt hatte, verlor unversehens nach der Schlacht von Außerlitz ihr ganzes Vermögen, und sie, die in Luxus erzogen, an den Umgang mit den höchsten Herrschaften gewöhnt war, sollte noch vor ihrem frühen Tode (1814) mit Trauer und Verbitterung die Armut kennen lernen und die Verlassenheit, die in der Regel eine Folge derselben ist.

Mit den Frauen von Grotthniß und von Eybenberg fast zu gleicher Zeit vertauschten zwei andere junge Jüdinnen die Tochter des reichen Banquiers Itzig, nachdem auch sie vornehme Heiraten gemacht hatten, die Ufer der Spree mit denen der Donau. Der Adel, der preußische mindestens, war damals eben weit „vorurteilsfreier", als der Bürgerstand. Seitdem ist das grade Gegenteil eingetreten. Heute ist der Mittelstand von dem Geist des religiösen Indifferentismus durchdrungen, den die klassischen Schriftsteller der Nation predigten, und die Aristokratie ist leider von dem 1806 bis 1815 eingeschlagenen edlen Weg abgewichen und zu denen ihres Standes und ihrer Kaste zurückgekehrt. Sei dem, wie ihm wolle: Vater Itzig, der als kleiner Pfänderverleiher sich in Berlin etabliert hatte, fand keine Schwierigkeiten, seine zwölf Kinder, von denen freilich jedes ein bedeutendes Vermögen und eine glänzende Erziehung hatte, in der vornehmen Welt unterzubringen, seine jüngste Tochter Cäcilie, zur Baronin Eskeles geworden, wurde einigermaßen verdunkelt durch ihre ältere Schwester, die schöne Fanny von Arnstein, die selbst nur eine kurze Zeit in Schatten gestellt wurde von Frau von Eybenburg. Die schöne Fanny war geistreich, lebhaft, sprach alle neueren Sprachen mit Leichtigkeit und Eleganz, brachte von Berlin die Geistesfreiheit, die Friedrich II. und Lessing und Mendelssohn eingebürgert hatten, mit nach Wien; ihr Haus war, mit Varnhagen zu reden, „ein Missionsposten des modernen Geistes." Der Fürst Karl von Lichtenstein sah die schöne Preußin und bot ihr seine Hand an. — Die Baronin Arnstein war kurz vorher Witwe geworden. Sie schlug das Anerbieten aus, — weil es mit der Zumutung verbunden war, der jüdischen Religion zu entsagen. Ein (weltlicher) Domherr, Baron v. Weichs, ward gleichwohl eifersüchtig auf den Fürsten, forderte ihn und tötete ihn im Duell. Ganz Wien bezeugte bei dieser Gelegenheit der schönen Witwe sein Mitgefühl und seine Hochachtung. Sie aber bewahrte lange das Andenken dieser Liebe, welcher sie die Religion ihrer Väter nicht hatte zum Opfer bringen wollen. An jedem Jahrestage des unglücklichen Duells schloß sie sich in Einsamkeit und Dunkelheit zum Gebet ein. Fortan lebte sie nur der Mildthätigkeit und Erziehung ihrer Tochter, und so werden wir sie 1813 wieder finden. Für jetzt — sie hatte eben Berlin verlassen, — tröstete sich die Hauptstadt in den Salons ihrer älteren Schwester, Frau Sara Levy, die nach dem Tode ihres Vaters Itzig und bis nach der Schlacht von Jena ihr Haus dem Adel und den Schöngeistern der Mark Brandenburg offen hielt. Doch war dies mehr ein französisches, als ein deutsches Haus; hier wurde nur die Sprache Voltaires geredet und Franzosen waren die Stammgäste: Mirabeau, Graf Dilly, Frau v. Genlis, die Staël. Um Deutschen zu begegnen, müssen wir uns zu Rahel Levin begeben, welche die wahre Sonne des Berliner Himmels und die Seele der Gesellschaft war; dort, in diesem andern Judenhause, viel bescheidener als die Salons der Cohen, Ephraim, Meyer und Itzig, werden wir alles finden, was die Stadt der Intelligenz an nicht immer vornehmen, aber bedeutenden Männern von 1689—1818 aufzuweisen hat. Doch um die Seiten der Zeit, ihre hervorragenden Denker und Dichter in ungeschminktester Weise zu sehen, müßten wir uns vorher noch zu einer andern Glaubensgenossin, einer Nebenbuhlerin der berühmten Rahel, zu Henriette Herz begeben.

Henriette Herz (geboren 1764) war in den strengsten jüdischen Glaubenssätzen erzogen. Ihr Vater, der Arzt Dr. Lemos, portugiesischen Ursprungs, hatte eine französische Jüdin geheiratet und führte eine jener Musterehen, wie sie eben unter Juden nicht selten sind. Beide Gatten wetteiferten in der strengen Beobachtung der jüdischen Satzungen,

gaben aber ihrer Tochter eine ausgezeichnete, besonders sprachliche Bildung. Das Theater, das in den jüdischen Häusern Itzig und Cohen eine so bedeutende Rolle spielte, war ihr allerdings untersagt, aber die Komödien, die sie nicht sehen oder spielen durfte, las sie und sie bildete neben den sentimentalen Romanen der Zeit ihre Hauptlektüre. Frühzeitig zog ihre außerordentliche Schönheit die Blicke aller auf sich und im hohen Alter erzählte sie noch von den Komplimenten, welche die königlichen Prinzessinnen, Schwestern Friedrich II., bei Gelegenheit des Laubhüttenfestes, welches sie mitansehen wollten, an Henriette richteten.

Im Alter von 12½ Jahren wurde sie Braut des Dr. Marcus Herz; Dr. Lemos, durch einen Schadchen (Ehevermittler) auf die Partie aufmerksam gemacht, lernte seinen Kollegen schätzen und glaubte das Glück seiner Tochter durch diese Heirat zu sichern, welche in ihrem fünfzehnten Jahre vollzogen wurde. Porträts, die von ihr noch existieren, und eine Büste von dem berühmten Schadow, einem Stammgaste ihres Hauses, lassen uns die unvergleichliche Schönheit der „tragischen Muse" ahnen, wie man Henriette mit dem ovalen Gesichte, dem feinen Mund, der griechischen Nase, der hohen Gestalt — sie war so groß wie die Königin Louise selbst — in Berlin nannte, und lassen es uns begreiflich finden, wie sie bis in ihr Alter hinein der Gegenstand der Bewunderung und Anbetung so vieler sein konnte. Wilhelm v. Humboldt, der schöne Karl von La Roche (Sohn von Wielands schöner Freundin Sophie und Onkel Bettimis) der romantische Geistliche Schleiermacher, der berühmte, eben so häßliche als geistreiche, den Frauen gefährliche Graf Mirabean, Ludwig Börne, der noch Knabe war, wurden von ihr angezogen, aber auch in den strengsten Grenzen platonischer Freundschaft gehalten. Ihr Gatte, Dr. Marcus Herz, Plationalist, Kantianer (er hat selbst geschätzte philosophische Abhandlungen geschrieben), ein klarer, tiefer, kalter Geist, ließ die Gattin, die er mehr als doppelt an Jahren übertraf, ruhig gewähren. Aus unserer Litteratur- und Sittengeschichte ist der Geist jener überspannt-sentimentalen Zeit (deren Hohenpriester Lavater, ein zweiter Schlegel war) bekannt. Ein „Tugendbund", dessen Stifterin Henriette Herz war, ist ein Vorläufer der Thorheiten der späteren Romantiker geworden. Man duzte sich, schrieb sich gefühlsselige Briefe in hebräischen Lettern, tauschte Ringe und Silhouetten (die unsere Photographie vertreten mußten), und stellte sich die „sittliche Entwickelung und das Glück der Zuneigung" als Ziel. Wilhelm v. Humboldt, noch sehr jung allerdings, spielte im Bunde die Hauptrolle; Sara und Marianne Meyer, sehr junge Mädchen noch; Brenna de Lamos, Henriettens Schwester; Henriette und Dorothea Mendelssohn, die geistreichen und edelsinnigen Töchter des Philosophen; Sophie Schubarth, die sich ihrem ersten Manne durch Clemens Brentano (Bettinas Bruder) entführen ließ, gehörten dem Bunde an; auch Therese Heyne verirrte sich kurze Zeit hinein, verließ aber den Bund, um Georg Forster zu heiraten, den berühmten Naturforscher, der als Deputierter von Mainz, unter der Schreckensherrschaft in Paris sein Haupt aufs Schaffot legen mußte. Später machte dieser Tugendbund dem „Lesekränzchen" Platz, das bis nach dem Tode des Dr. Markus Herz (1803) dauerte. Es war die unvergeßlich schöne Zeit, wo jede Leipziger Messe ein Drama Schillers oder einen Band von Goethe brachte, die Sterne zweiter Größe ungerechnet, und man las sich mit Entzücken die Meisterwerke laut, und waren es Dramen, mit Rollenverteilung vor. Das aristokratische Element mischte sich bald mit dem litterarischen und artistischen im Salon der Jüdin; Graf Bernstorff, den wir schon als unglücklichen Liebhaber von Marianne Meyer kennen gelernt; Friedrich von Gentz, damals noch begeisterter Anhänger der Revolution, aber schon seiner „Umkehr" sehr nahe; Graf Dohna, Schüler und Freund Schleiermachers, nachheriger Staatsminister, der nach Markus Herz Tode der schönen Henriette seine Hand anbot, die sie ausschlug; Gustav v. Brinkmann, ein ausgezeichneter schwedischer Edelmann, intimer Freund Rahels; Ancillon, der spätere Minister des Aeußeren; Adalbert v. Chamisso, der deutsche Franzose, der sie seine „Souveränin" nannte, und noch viele Berühmtheiten verkehrten hier, angezogen von der Schönheit und jenem unsäglichen Etwas der vollendeten Hausfrau, die, obgleich sie alle modernen Sprachen mit vollendeter Eleganz sprach und später noch Sanskrit, Türkisch und — Gott steh' mir bei! Malaiisch studierte, doch, nach hinterlassenen Briefen und Memoiren zu urteilen, keine hervorragende Intelligenz, vor allem keine Individualität war. Varnhagen nennt sie mit dem bekannten Goetheschen Worte: „Anempfinderin."

(Ein drittes Kapitel folgt).

Feuilleton.

Eine Reichstagsverhandlung in spe.

Von Otto Ernst.*)

Deutscher Reichstag.

3057. Sitzung vom 12. Dezember 1901. 9 Uhr Vorm. Am Tische des Bundesrates: Reichskanzler Fürst Ahlwardt, Finanzminister Freiherr v. Pickenbach u. a. Ersterer, mit einer neuen defekten Hose bekleidet, wird dadurch Gegenstand lebhafter Ovationen. Eingegangen ist der Handelsvertrag mit dem jüdischen Freistaat Argentinien. Erster Gegenstand der Tagesordnung: Fortsetzung der Beratung über die Novelle zum Entjudungsgesetz. Zunächst nimmt das Wort:

Abg. Ehrenmann v. Sonnenschein: Soeben hat mich irgend ein Lump auf den Fuß getreten. Ich möchte daraus schließen, daß trotz aller Ausweisungen sich noch Juden in Deutschland aufhalten, denn eine solche Frechheit ist nur einem Juden zuzutrauen. (Bewegung und Lachen.) Ich fordere den hundsföttischen Hebräer auf — (Abg. Schulze: Ich war es! Wollen Sie etwas von mir, Sie elender Jude? Der Abg. v. Sonnenschein verläßt die Tribüne und eilt auf den Abg. Schulze zu. Es entsteht ein wütender Faustkampf. (Rufe: Hört! Hört!)

Vicepräsident v. Buol-Berenstecher: Ich bitte den Redner nicht zu unterbrechen. (Stürmische Heiterkeit.)

Abg. E. v. S. (fortfahrend): Im übrigen stehe ich der Regierungsvorlage sympathisch gegenüber. Meine Herren, es ist leider nicht zu leugnen, daß, obschon seit langem kein Jude, kein Hebräer, kein Kind Israels (Heiterkeit rechts), kein Itzig (Große Heiterkeit rechts), kein Mauschel (Stürmische Heiterkeit rechts) in Deutschland mehr zu finden ist, die Ent-

*) Nach „Pasquino", Beilage zum „Zuschauer", Hamburg.

judung der zurückgebliebenen Urgermanen (Na na!) noch immer keine befriedigenden Fortschritte gemacht hat. Für die Entmauschelung unserer Sprache und Litteratur (Sehr gut!) ist noch so gut wie nichts geschehen: Wo Su — (Ironische Rufe links: „Wozu?" Heiterkeit.) Ich sage: Wo Sudermann, Halbe, Hartleben (Wiederholte ironische Zwischenrufe: „Hartleben"? Hart heißen die Leute! Heiterkeit.) Ich bitte Sie, mich nicht so oft zu unterbrechen, ich bin sehr erregbar und bei meiner Gesund — (Zuruf: Bei main' Gesund? Heiterkeit.) Ich sage also: Wo solche Schriftsteller mit ihren jüdischen Schamlosigkeiten das geistige Leben beherrschen, da möchte man mit dem großen Frankfurter (Zuruf: „Wer ist Frankfurter?" Große Heiterheit.)

Abg. E. v. S. (erregt): Wie heißt — (Stürmische Heiterkeit links. Rufe: „Wie haißt!?") Wie heißt der Itzig da drüben, der sich fortwährend erfrecht, mich zu unterbrechen? (Abg. Bolle-Berlin (Antisemit): Sehr jut!)

Abg. E. v. S. (schreiend): Selbst Jud'! (Der Abgeordnete verläßt die Tribüne und fällt über den Abg. Bolle her. Schallende Unruhe. Der Vicepräsident Freiherr v. Buol wird auf den Zwischenfall aufmerksam gemacht.)

Vicepräsident Freiher v. Buol-Berenberg: Ich mache den Redner darauf aufmerksam, daß wir noch nicht in die Spezialdebatte eingetreten sind. (Tosende Heiterkeit.)

Abg. Gerber (zur Geschäftsordnung): Ich beantrage kommissionsweise Behandlung des Abg. v. Sonnenschein, und zwar bitte ich, eine Kommission von 21 Mitgliedern einzusetzen. (Der Antrag findet nicht die genügende Unterstützung).

Abg. E. v. S. Die Entrüstung des Abg. Gerber wundert mich durchaus nicht. Ich behaupte, daß er mit jüdischem Gelde gekauft ist.

Präs. v. Schweinhagen: Ich kann nicht dulden, daß Sie ein Mitglied des Hauses —

Abg. E. v. S.: Herr Präsident, ich habe nur gesagt: „Ich behaupte es; ich habe ja noch gar nichts bewiesen!

Präs. Das ist etwas anderes. Entschuldigen Sie.

Abg. E. v. S.: Bitte. — Ich wende mich jetzt wieder zu den Juden. (Murren und Unruhe). Pardon, ich wollte sagen: Ich gehe nun wieder zu den Juden über. (Lärm). Scheuen wir vor keinem Mittel zurück, meine Herren, auch den letzten Rest von jüdischem Wesen in unserer Nation auszubrennen und auszutilgen. Leider aber sehen wir uns noch lange nicht dem letzten Rest gegenüber! Noch immer wimmelt es in unseren Gerichtsannalen von Betrügereien, Schwindeleien, Unterschlagungen und Hinterziehungen. Woher kommt das, meine Herren, da doch längst der letzte Jude aus Deutschland verschwunden ist? Das kommt von dem jüdischen Geld, meine Herren, das noch immer in unserem geliebten Vaterlande Zugang findet. Es ist von unseren profundesten und unbestechlichsten Gelehrten, wie Rohling, Elias Cohn und Wackerbarth auf das unwiderleglichste bewiesen worden, daß in den jüdischen Münzwerkstätten in Argentinien bei der Herstellung sämtlicher Münzsorten das Blut von Christenkindern zur Verwendung kommt, und daß dieser Zusatz dem jüdischen Mammon die dämonische Kraft verleiht. Warum lassen wir überhaupt noch jüdisches Geld unsere Grenzen passieren, da man doch schon im vorigen Jahrhundert, wie ich Ihnen aus einer antisemitischen Zeitung vom Jahre 1892 beweisen kann, die „Judengroschen an ihrem haut gout erkennen" konnte? Möge die Regierung doch gefälligst Grenzwächter mit bewährten und staatlich geprüften Geschmacks- und Geruchsorganen anstellen! Warum, frage ich Sie, unterhalten wir noch immer Handelsbeziehungen zu jenem jüdischen Raubstaat, der bezeichnender Weise und nur durch die Schuld der Juden den Namen Argentinien führt? Warum lassen wir uns mit Fleischextrakt und Konserven von ihnen beschummeln? Ist der Germane gut genug dazu, daß er die Hinterviertel vom Ochsen ißt, die der Jude nicht mag? Lassen wir die Amerikajüden (Heiterkeit) ihren Meistbeschummelungsvertrag mit anderen Ländern abschließen und verbieten wir auf das strengste die Einfuhr aller jüdischen Münz- und Cohnsorten.

Präs. v. Schweinhagen: Ich muß doch den Redner bitten, zur Sache zu sprechen. Wir verhandeln noch nicht über den Vertrag mit Argentinien, sondern über die Entjudungsnovelle.

Abg. E. v. S.: Herr Jude Schweinhagen, hier wird überhaupt nichts verhandelt. Die jüdisch-spitzfindige Unterscheidung zwischen dem, was zur Sache und nicht zur Sache gehört, überlasse ich getrost der kaltherzigen semitischen Dialektik. Das deutsche Gemüt sträubt sich gegen solche Rabbinerkniffe. Wenn der Präsident sich solche Jüdeleien erlauben darf, ist es höchste Zeit, daß wir seine Rechte beschneiden.

Zweiter Vizepräsident v. Plack: Herr Abgeordneter, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie selbst soeben unser deutsches Gefühl auf das schwerste verletzt haben, indem Sie von Beschneidung sprachen. Wenn Sie in dieser jüdisch-schamlosen Weise fortfahren, entziehe ich Ihnen das Wort, und dann haben Sie gar nichts mehr.

Abg. E. v. S. (heftig erschrocken): Ich werde zur Sache sprechen. Meine Herren, es kann uns ja nicht verwunderlich erscheinen, daß wir in der Entjudung unserer Nation noch keine befriedigenden Resultate erzielt haben, wenn wir bedenken, welche Erziehungsmächte bei uns noch immer in maßgebender Weise wirksam sind. Wenn unsere Kinder in der Schule Lehren empfangen wie: „Du sollst nicht stehlen", „Du sollst nicht töten", „Du sollst nicht ehebrechen", so brauche ich nur den Urheber dieser Gesetze zu nennen und sie sind genügend charakterisiert. Meine Herren, der Verfasser dieser famosen Gebote ist ein gewisser Moses Amramsohn (Große Bewegung); der Name sagt genug wohl schon. (Heiterkeit. Sehr gut)! Meine Herren, sollen wir uns von einem Juden Gesetze vorschreiben lassen? (Stürmischer Beifall. Rufe: Nein, Nein)! Wenn sich ein Jude erfrecht, uns das Stehlen zu verbieten, dann thun wir's gerade! (Minutenlanger tosender Beifall). Von einem Juden lasse ich mir noch lange nicht befehlen. Das hat sogar der Fürst Bismarck als selbstverständlich betrachtet, an dessen jüdischer Abkunft doch heutzutage niemand mehr zweifelt. Es ist ja noch ein wahres Glück, daß ein so eminenter Gelehrter wie Max und Moritz Bewer rechtzeitig und mit ausreichender Evidenz die rein germanische Abstammung Jesu nachgewiesen hat; ich hätte sonst, so leid es mir gewesen wäre, auch diese Duldergestalt als eine jüdische bezeichnen müssen. Wer aber hat uns über das Leben und die Lehre Jesu in erster Linie wieder berichtet? Natürlich wieder die Juden, die, wie Sie sehen, schon damals es verstanden haben, die gesamte Litteratur an sich zu reißen. Es wird die höchste Zeit, meine Herren, daß wir ein germanisches Evangelium in einer Serie von Bilderbogen bei Gloeß-jun. in Dresden erscheinen lassen. Meine Herren, es liegt auf der Hand, daß all diesen

schreienden Mißständen nur durch eine ganz radikale und energische Reform zu begegnen ist. Meine Herren, es ist längst durch unsere bedeutendsten Physiologen bewiesen, daß die jüdische Nase nicht nur das hervorstechendste Merkmal, sondern daß sie der Accumulator aller jüdischen Schändlichkeit ist. Unser Bestreben muß deshalb dahingehen, jede, wenn auch noch so leise angedeutete Nasenbildung mit der Wurzel auszurotten und zu vertilgen. Unser unverrückbares Ideal muß sein: die allgemeine und obligatorische Einführung der Hurranase! Unter Hurranasen, meine Herren, versteht man stumpfwinklige Nasen, Nasen, die sich mit unerschrockener, echt deutscher Offenheit zum Himmel richten und Regen und Sonnenschein gleichermaßen Eingang gewähren. Man hat diese Nasen deshalb so genannt, weil sie fortgesetzt auf eigene Verantwortung „Hurra" zu rufen scheinen. Wo nun die Natur ein Kind nicht mit dem Geschenk einer solchen Sturm- und Drangnase liebevoll begünstigt hat, da müssen die staatlich vereinigten Hebammen oder Aerzte gehalten sein, durch entsprechende Eingriffe die gesetzliche Nasenform herzustellen, und wo eine unglückliche Veranlagung solche Eingriffe wirkungslos macht, muß mit spartanischer Rücksichtslosigkeit das Kind entweder getötet oder nach Argentinien verschickt werden. Erst wenn so allüberall in deutschen Gauen dem urgermanischen, antisemitischen Geiste ein würdiges Organ geschaffen worden, erst dann kann dieser Geist sich machtvoll entfalten und brausend durch die deutschen Lande weh'n! Die Zeit ist da, der jüdischen Gumplokratie ein für allemal ein Ende zu machen und das lange genug unterdrückte deutsche Löschhorn zu heben und aufzurichten. Das, meine Herren, ist und bleibt die radikalste Forderung des Antisemitismus; in ihr ist die Quintessenz unseres reformatorischen Programmes zu erblicken jetzt und immerdar! (Minutenlanger, brausender Beifall; Lachen bei der Fraktion Böckel.)

Reichskanzler Fürst Ahlwardt: Meine Herren, ich kann dem Herrn Vorredner zu meinem Bedauern keine Hoffnung machen, daß die Regierung sich zu seiner letzten Anregung sympathisch stellen wird. Dagegen würde die Regierung wahrscheinlich nicht abgeneigt sein, einem Antrage auf obligatorische Einführung des Nasenpolypen in wohlwollender Erwägung näher zu treten, da sich diese Art von Bildung für die Entwickelung und Konservierung des antisemitischen Geistes unzweifelhaft förderlich erwiesen hat.

Abg. E. v. S.: Als ich vordem abtrat, haben sich Böckel und Böckelgenossen erfrecht, zu meckern. Ich erkläre hiermit, daß die ganze Fraktion mit jüdischem Gelde bestochen ist; dasselbe gilt von Sr. Knoblaucht dem Herrn Reichskanzler. (Lärm und Beifall.)

Reichskanzler Fürst Ahlwardt: Sie Schuft, Sie Lump! Beweisen Sie mir das!

Abg. E. v. S.: Ich verzichte darauf, hier den Beweis zu führen. Ich schlage mich ahlwärdts in den Busch der Volksversammlung. Die nötigen tausend Zentner Akten kann ich bis Morgen mit Leichtigkeit von den hiesigen Käsehöckern besorgen. Kommen Sie hin, meine Herren, ich verspreche Ihnen einen genußreichen Abend. Anfang 8 Uhr; Beginn der Enthüllungen 9 Uhr. Entree 1 Mark, von 9 Uhr an 1,50 Mark. Jeder Biedermann ist geladen." — Der Reichskanzler verläßt den Saal.

Darauf vertagt sich das Haus, um zum Frühschoppen zu gehen. Morgen: Fortsetzung der heutigen Beratung. Ferner: Novelle zum Wuchergesetz.

Auf Baron Königswarter.

Der Vater stirbt, vermacht dem Sohn,
Nächst seiner alten Religion,
Den schönen Titel „Herr Baron",
Dazu so manche Goldmillion.

Dem Erben wird auf einmal bang,
Daß er zu viel des Glücks empfang',
Er mustert all die Schätze lang:
Den alten Glauben, Geld und Rang.

Wie fiel ihm ohne Mühe blos
So reiche Gabe in den Schoß!
Ein dreifach Gut, so schön und groß,
Das dünkt ihm nicht gefahrenlos —

Wie Polykrates er nicht ruht,
Ihm banget vor des Schicksals Wut —
Behält drum Titel nur und Gut,
Giebt hin den Glauben, — welch' ein Mut!

S. N. M.

Eine jüdische Nase.

Humoreske von S. N. Margulies.

(Fortsetzung und Schluß).

Und von dieser Leidenschaft fühlte er sich, je länger er mit dem schönen, reinen Mädchen zusammen war, immer mehr beherrscht. Er machte in seinem Herzen eine merkwürdige Entdeckung: er fühlte sich in das jüdische Mädchen ernstlich verliebt. Und sie, wie kalt begegnete sie ihm! und wie leuchteten dagegen ihre Blicke, wenn sie von ihrem Bräutigam sprach! O, wie haßte er ihn, ohne ihn zu kennen! Beinahe hätte diese Neigung, der er keinen Widerstand zu leisten vermochte, alle seine Pläne, mit denen er herkam, umgeworfen; er wäre für einen Augenblick fähig, um sich den Besitz des Judenmädchens zu erringen, alles zu opfern: Namen, Stand und — Vorurteile. Aber nur für einen Augenblick, denn schon im nächsten verwarf er einen solchen Gedanken als mit seinen Standesbegriffen unvereinbar gleich wieder; zu dem Mute einer solchen Entsagung konnte er sich doch nicht aufraffen. Seine Vernunft siegte, wie er meinte, über die Liebe, wenn auch nicht über seine Leidenschaft, und er vertraute seinen Verführungskünsten und der Allgewalt seiner Persönlichkeit, von der er, trotz vieler Mißerfolge, sehr eingenommen war, sich schließlich doch ins Herz des einfachen Mädchens einzuschleichen und ein galantes Abenteuer glücklich zu Ende zu führen. Da aber sein Betragen gegen Mirjam allmählich ein anderes wurde und seine inneren Gedanken zu verraten schien, zog sie sich mit dem richtigen Mädcheninstinkt von seiner Gesellschaft plötzlich zurück, und er konnte sie mehrere Tage gar nicht zu Gesichte bekommen. Das schürte aber das Feuer seiner Begierden noch mehr, und als Mirjam's Eltern eines Tages ausgegangen waren und er sie allein auf ihrer Stube wußte, stürmte er plötzlich zu ihr herein und begann nun, seine bisherige Maske ablegend, die ganze Skala trivialer Liebeserklärungen abzuleiern. Natürlich war der Liebe Mühe umsonst; seine Worte brachten bei dem überraschten Mädchen

nur Entsetzen und Abscheu hervor. Er ließ sich aber nicht so leicht abschrecken; er meinte noch einen letzten Trumpf ausspielen zu müssen, indem er ihr seinen wahren Namen und Stand offenbarte; damit glaubte er der schlichten, jüdischen Wirtstochter unfehlbar zu imponieren. Er richtete den Kopf hoch auf, gab seinem Schnurbart den richtigen Schwung und sagte mit theatralischem Pathos: ich bin nicht Mayerowicz, ich bin, holde Mirjam, ein Kavalier und Edelmann; Pan Kochanski ist es, der hier vor dir steht und dir das Geständnis seiner Liebe offenbart. — Was er von dem jungen Mädchen, das von dieser unerwarteten Scene und von dieser Sprache auf's tiefste empört war, zu hören bekam, war für seine Eitelkeit ein herber Schlag. Jetzt verlor er aber gänzlich seine Fassung, trat dicht an sie heran und breitete seine Arme aus, um sie mit Gewalt an sich zu ziehen; sie wehrte sich mit aller Kraft und wollte aus dem Zimmer entfliehen, er hielt sie jedoch fest und versperrte ihr den Weg. — In diesem Augenblick ging plötzlich die Thür auf und der Bediente, der eine Depesche überbrachte, erschien als rettender Engel auf der Schwelle. Mirjam benutzte diesen günstigen Moment und huschte mit dem Boten, dem sie das Telegramm abnahm, zugleich durch die freigewordene Thüre hinaus, nachdem sie noch einen Blick tiefster Verachtung auf den schamlosen Angreifer warf. Dieser, der nun sein Spiel als verloren ansah, gab es auf, sie weiter zu verfolgen, und nachdem er noch eine Weile allein blieb, stürzte er aus dem Hause und durchmaß mit schnellen Schritten mehrere Straßen, bis er ans Ende des Städtchens anlangte, wo er querfeldein planlos durch Aecker und Fluren wanderte, kehrte aber, da er für die Natur keine große Schwärmerei besaß, bald um und in ein auf seinem Wege liegendes Wirtshaus ein. Hier gelang es ihm schnell bei Wein und Punsch, den er sich reichlich einschenken ließ, seinen Aerger über die letzten Vorfälle und die erlittene Niederlage zu verschlucken.

Unterdessen saß Mirjam in der Stube, in der sie sich einschloß, den Kopf auf den Arm gestützt, in großer Gemütswallung über die eben erlebten Szenen. Die hellen Thränen rannen ihr über die Wangen und ein Beben ging durch ihren ganzen Körper; sie gedachte mit Grauen des Mannes, der sich ihr auf einmal in seiner ganzen Niederträchtigkeit zeigte und mit allen im Hause ein schamloses Spiel trieb. Mehrere Stunden mochte sie so in einsamem Dahinbrüten zugebracht haben, sie war zu erregt, um zu irgend einer Beschäftigung zu greifen, und wünschte nur sehnsüchtig die endliche Rückker der Eltern herbei, da ihr vor dem Alleinsein im Hause gar bange war.

Sie vergaß die Depesche, die unerbrochen neben ihr lag. Hätte sie den Inhalt derselben nur geahnt, wie freudig überrascht wäre sie jetzt bei dem Rollen eines Wagens aufgesprungen, der sich dem Hause näherte, dessen Geräusch ihrem Ohre aber völlig entging, da sie ganz von ihren Gedanken absorbiert dasaß. Die Depesche war nämlich von keinem andern, als von ihrem Bräutigam, den eine längere Geschäftsreise unvermutet in diese Gegend führte, und der von einer der letzten Bahnstationen sein baldiges Eintreffen anzeigte. So kam es, daß der Gast, dessen Botschaft nicht zur Kenntnis gelangte, wie auf den Flügeln der Liebe, wenn man mit dem Dichter sprechen wollte, in Wirklichkeit aber in leichtem Wagen mit einem paar kräftigen Pferden vor dem Hause der Braut hielt und ausstieg, ohne daß sich jemand von den Angehörigen zu seinem Empfange einfand. Zweimal hatte es bereits an der Thüre des Zimmers, in das sich Mirjam eingeschlossen, gepocht, die Angst hielt sie jedoch zurück, zu öffnen, oder auch nur einen Laut von sich zu geben. Mußte sie ja noch immer auf einen neuen Angriff jenes widrigen Menschen gefaßt sein! Da hörte sie sich aber bei ihrem Namen rufen und erkannte die Stimme ihres Verlobten, die, wie vielleicht noch nie, mit so wonnevollem Klang ihr Ohr berührte. Zuerst mochte sie an die Ueberraschung gar nicht glauben, und es schien ihr, als wäre sie in einem Traum befangen; als sich aber der Ruf wiederholte, da war sie schon mit einem Sprung bei der Thüre, drehte hastig das Schloß um und — in den Armen lagen sich die Verlobten. Dem liebenden Bräutigam konnte die schlecht verhehlte Aufregung, in der sich seine Braut befand, nicht entgehen, und als er seinen Blick auf ihre noch von Thränen geröteten Augen richtete, merkte er bald, daß ihr etwas außergewöhnliches begegnet sein mußte. Sie noch zärtlicher an sich drückend, forschte er behutsam nach der Ursache ihrer Gemütsbewegung, bis sie ihrem Herzen Luft machte und ihm gesenkten Blickes das Vorgefallene erzählte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er ihr zu und ballte krampfhaft die Fäuste, als hätte er jenen Ruchlosen vor sich, der sein Teuerstes und Heiligstes anzutasten wagte. Als jedoch das Mädchen zu Ende ihrer Enthüllungen jenen Mann mit seinem wirklichen Namen nannte, da heiterten sich seine Mienen allmählich auf und seine Mundwinkel verzogen sich zu einem eigentümlichen Lächeln. Man merkte es ihm an, daß er den Vorfall nicht mehr so ernst auffaßte, wie noch wenige Augenblicke zuvor.

„So . . . der ist es, Kochanski . . . der Nasenmann!? dessen Geschichte kenne ich, da ich jetzt gerade in seinem Wohnorte war, und vermute auch den Zweck seines Hierseins. Beruhige Dich, meine Mirjam, die Geschichte ist zu drollig, wenn es wahr ist, was man sich dort über seine geheimnisvolle Reise ins Ohr zischelt. Ließ er nicht vor Euch einmal ein Wort fallen von dem verunglückten Kniaz . . . und von der Berufung Pirogoff's zu ihm? — „Ja", meinte Mirjam, „fast scheint mir, daß er etwas derartiges äußerte, ich schenkte aber der Sache weiter keine Aufmerksamkeit. Doch nun mußt Du mir sagen, was Du mit Deiner Frage bezweckst." — „Das will ich Dir später ganz genau erklären", erwiderte ihr Bräutigam, ihr die Wange streichelnd und sein Lachen verbergend. „Vorerst aber muß ich Dich verlassen und mein Zimmer aufsuchen, um etwas Toilette zu machen, ich erzähle Dir hernach alles". — Mit einer raschen Umarmung trennte er sich jetzt von seiner Braut, und gleich darauf erdröhnten die Schritte des kräftigen Mannes auf der Treppe, die zu den Zimmern des oberen Stockes führten. Er nahm von einem derselben Besitz, schellte nach dem Bedienten, der seine Sachen hinaufbrachte und nachdem er von ihm einige Erkundigungen über das Treiben des Pseudo-Meyerowicz eingezogen, befahl er ihm mit strenger Miene, vor diesem seine Ankunft zu verschweigen, ihm aber zugleich, wie er ihn nur zu sehen bekäme, die Mitteilung zu machen, daß Professor Pirogoff vor einigen Stunden hier eingekehrt sei. Die genaue Befolgung dieses Auftrages schärfte er dem an Intrigen in dieser Familie nicht gewöhnten Bedienten ganz besonders ein und deutete ihm an, daß er für Herrn Meyerowicz als Professor Pirogoff gelten wolle, und daß er jenen sofort zu ihm zu führen habe, sobald er äußern sollte, daß er ihn zu sprechen wünsche. —

Mirjam's Bräutigam, Herr Suwalk mit Namen, wechselte jetzt rasch seine Kleider, ordnete mit besonderer Sorgfalt vor dem Spiegel seinen wohlgewachsenen, echt russischen Bart und

bemühte sich, ein recht ernstes und gravitätisches Aussehen anzunehmen. „Der Narr kennt mich nicht“, sprach er vor sich hin, „und ich komme ihm gerade wie gewünscht, aber die Lust soll ihm bald vergehen, meine Bekanntschaft gemacht zu machen“. — Der Besuch ließ nicht lange auf sich warten, denn in kaum einer halben Stunde kehrte Pan Kochanski in den Gasthof zurück, und der Bediente beeilte sich, seine Botschaft an ihn auszurichten, die unser Held, der sich in sehr weinseliger Laune befand, mit einem stillen Kopfnicken, aber doch sichtlich erfreut anhörte. „Bardze dobrze! doskonaly! (sehr gut! vortrefflich!) nun ist mir die Entjudung erst recht willkommen!“ murmelte er vor sich hin. In seinem benebelten Zustande entging ihm das Auffällige, daß der Moskauer Professor, den der Fürst eigens kommen ließ, nicht, wie es sich gehörte, im Schlosse, sondern einfach im Gasthof abgestiegen sein sollte. — Bald darauf hörte Herr Suwalk an seiner Thüre pochen, rief auf Russisch ein lautschallendes Herein! und die beiden Männer standen nun einander gegenüber, sich einen Augenblick schweigsam mit seltsamen Blicken messend. Pan Kochanski machte eine etwas verlegene Miene und schien nach den richtigen Worten zu suchen, wie er sein außerordentliches Begehren einleiten sollte, ohne seinem Stolze etwas dabei zu vergeben. Der vermeinte Professor, der inzwischen genügend Zeit gefunden, sich seine Rolle genau auszudenken, unterbrach jedoch plötzlich seinen Redestrom ganz barsch und stieß ein paar derbe russische Flüche aus, für die ein „Kreuzbombendonnerwetter“ und „Tausendschockschwerenot“ nur ein schwacher Ausdruck wäre. — „Ihre Geschichte ist für mich Nebensache“, fuhr er ihn unwirsch an, „lassen Sie mich nur das corpus delicti, Ihre Nase befühlen, das Uebrige können Sie nachher, oder meinetwegen auch zu Hause erzählen. Vorwärts denn! Schnell mit der Nase her!“ — Und nun packte er mit derber Faust Pan Kochanski's Nase, zog und zerrte sie hin und her und zuletzt so gewaltsam in die Höhe, daß dieser laut aufschrie. „Schweig' Jud', und kümmere Dich um nichts“, sprach der falsche Professor höhnisch und begann auf's neue Kochanski's Nase gehörig zu bearbeiten. Das war unserem Helden denn doch schon zu viel, auch konnte er es nicht länger ertragen, sich Jude schimpfen zu hören. Er riß sich daher schnell los und, den Kopf stolz emporrichtend, rief er wütend aus: „Aendern Sie sofort Ihr Benehmen gegen mich, sage ich Ihnen. Sie haben mich meine Erzählung nicht zu Ende führen lassen, sonst hätten Sie gewußt, wen Sie vor sich haben; ich bin nicht der Jude Meyerowicz, für den ich hier gelte, ich bin — der Edelmann Pan Kochanski!“ — „Und ich“, entgegnete ihm der Andere gelassen, „bin nicht Professor Pirogoff, mein Name ist Suwalk, und bin der Bräutigam Mirjam's. — Ein Honorar für die Behandlung verlange ich von Ihnen nicht, nehmen Sie sie gratis als Lehre an, künftig kein solcher Betrüger, oder, wenn sie es haben wollen, kein solcher Narr zu sein!“ — —

Nach all dem Vorgefallenen gelüstete es Pan Kochanski nicht mehr, auf den wirklichen Pirogoff zu warten. Er hatte der Bitternisse genug erlebt, und voller Wut im Herzen, reiste er noch in derselben Nacht mit Extrapost nach Hause ab. Auf die gesamte Judenheit hatte er jetzt, mehr als zuvor, einen grimmigen Haß und ging auch seinen Standesgenossen, denen er es anmerkte, daß sie seine Niederlagen kannten, scheu aus dem Wege. Die „Starka“ wurde nun endgiltig seine einzige Gesellschaft, bei der er Trost und Freude suchte; und was vielleicht keine Operation vermocht hätte, das gelang ihr: ihn nämlich von der vermeinten Schmach, den ihm die Natur angethan, zu befreien. Er widmete ihr so ganz seine Zeit und trank und trank so ausdauernd und wacker, daß, ehe ein Jahr verfloß, kein Mensch mehr an ihm eine spezifisch jüdische, wohl aber eine richtige — Säufernase wie sie im Buche steht, wahrnehmen konnte. Mit diesem Resultate mußte er sich auch zufrieden geben.

Als Herr Suwalk, der unterdessen der glückliche Gatte Mirjam's geworden, ihm nach einiger Zeit auf einer seiner Geschäftsreisen zufällig begegnete, fiel ihm die Veränderung gleich auf, die mit der „jüdischen Nase“ vorgegangen war.

„Baron Frank“.

Im vorigen Jahrhundert bis in das jetzige Jahrhundert hinein lebte in Offenbach eine interessante Persönlichkeit, Jakob Frank, der Prophet oder auch Polackenfürst genannt. Er lebte dort wie ein Fürst von reichen Geldsendungen, die aus Rußland kamen, mit seiner Tochter Eva, einer „reizenden“ Dame. Ueber diesen Frank, welcher nach einem höchst abenteuerlichen Leben der Gründer einer jüdisch-christlichen Sekte der Sohariten war, ist schon viel geschrieben worden. Grätz bezeichnete ihn kurzweg als einen Schwindler und Aufschneider, wogegen andere, wie Ankelein, sich Mühe gaben, dem Frank und seiner Eva ein schönes, geheimnisvolles, romanhaftes Mäntelchen umzuhängen und namentlich der Eva die höchsten Verbindungen mit Zaren, Kaisern und Fürsten nachzureden. Thatsache ist allerdings, daß die Eva in Verhältnis zu Kaiser Josef II. trat, daß die Söhne Franks in der russischen Garde dienten, daß Kaiser Alexander I. Eva 1813 besuchte, vor allem aber, daß der riesige Aufwand, den Frank machte, durch die Geldsendungen bestritten wurde, die zu einer Zeit versiegten, die mit dem Tode der Kaiserin Katharina II. zusammenfiel. Man sah also entweder in Jakob Frank einen russischen Großfürsten, sogar den beseitigten Zaren Peter III. selbst, oder in Eva Frank die Tochter der russischen Kaiserin. Nunmehr kündet Emil Parazzi in Offenbach, der mit großer Sorgfalt die ihm zugängliche Frank-Litteratur gesammelt hat, in einem Aufsatze der Unterhaltungsbeilage der „Offenbacher Zeitung“ an, daß die Lösung des Rätsels in Aussicht stehe. Herr Pirazzi hat nämlich den Besuch eines polnischen Gelehrten erhalten, der sich die Aufhellung des Rätsels zur Lebensaufgabe gemacht hat. Dieser Gelehrte, Dr. Alexander Kraushar, Rechtanwalt in Warschau, hat in Polen, Rußland und Oesterreich schon ein umfangreiches Material gesammelt, und nunmehr führten ihn seine Forschungen auch nach Offenbach. Dr. Kraushar ist im Stande zu beweisen, daß die ungeheueren Summen zur Bestreitung des Offenbacher Aufwands von den Anhängern Franks in Polen stammen, von wo jährlich Millionen ausgeführt wurden. An der Legende von der Verwandtschaft der Franks mit dem russischen Kaiserhause sei kein wahres Wort. Eva wurde im Oktober 1753 als Jüdin in Nikopolis in der türkischen Donau-Provinz geboren und zweimal getauft: 1760 in Lemberg und 1762 in Lublin. Sie nannte sich Romanowna erst 1816, im Jahre ihres Todes. Kaiser Alexander I. habe sie aus Neugierde besucht, wie er 1714 in Paris die mystisch-religiösen Zirkel der Frau v. Krüdener, die Stourdza, die Mystiker und Illuminaten besuchte. Die ganze Frank'sche Sippschaft sei eine Betrügerbande gewesen, aber der Alte war ein kluger Mann

und habe an den getauften Juden viel Gutes gethan. Eva war eine Dirne und zugleich eine Prophetin; er, Dr. Kraushar, sei im Besitze eines Manuskripts mit politischen Prophezeiungen der Frankisten. Dr. Kraushar teilte schließlich mit, er habe eine zweibändige Geschichte der Juden in Polen veröffentlicht. Der erste Band seines Werkes über „Frank und die polnischen Frankisten" sei bereits vollendet. Beigefügt sei noch, daß Herr Pirazzi von Dr. Kraushar zwei Bilder von Jakob und Eva Frank erhalten hat, die nach authentischen Originalzeichnungen und Miniaturen aus den Jahren 1760 und 1775 — er in hoher Pelzmütze und Hermelinkragen, sie in Schnürenrock und Federhut — aufgenommen worden sind; die Photographien sind, nebst einer Photographie des Schädels des „Propheten", der im Besitz des Herrn Pirazzi ist, im Schaufenster der Buchhandlung Steinmetz in Offenbach ausgestellt.

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

*** Berliner Beobachter.** Am Freitag hatten wir zum erstenmale Gelegenheit, einer Sitzung des Reichstages im neuen Gebäude und in der aus den letzten Wahlen hervorgegangenen Zusammensetzung beizuwohnen. Es wurde über die unglückliche Umsturzvorlage verhandelt, und auch unser Gönner, Herr Liebermann von Sonnenberg ließ sichs nicht nehmen, eine Rede vom Blatte vorzulesen. Eine Wahrnehmung, die wir bei dieser Gelegenheit gemacht, hat uns trotz der gehässigen Rede des Antisemitenhäuptlings mit einer gewissen Genugthuung erfüllt. Wir haben nämlich wahrgenommen, daß Herr v. Liebermann, der pathetischeste und scheinbar ernsteste Vertreter des Judenhasses, im Reichstage nicht ernst genommen wird. Man hört ihm zu, um ein Witzchen oder eine Pikanterie zu erhaschen, — das ist aber auch alles. Die Art, wie Herr v. Liebermann „zur Sache" redet, entspricht vollkommen dem in der heutigen Nummer veröffentlichten Schwank: „Eine Reichstagsverhandlung in spe."

— In der in Erfurt erscheinenden „Thür. Ztg." führt Rabbiner Dr. Salzberger eine schneidige Polemik gegen die Verächter der jüdischen Sittenlehre und Schmäher des Judentums. An der Hand von Zitaten aus den heiligen Schriften der Christen und Juden beweist Dr. Salzberger, daß unsre Sittenlehre keine andere sei, als die christliche. Selbstverständlich werden die Auslassungen des mutigen Rabbiners von gegnerischer Seite als eine „Beschimpfung des Christentums" hingestellt, wie man dies auch von unsrem Blatte behauptet. Es gebricht uns leider an Raum, um das uns aus Erfurt übermittelte Material abzudrucken; vielleicht holen wir in einer der nächsten Nummern das Versäumte nach.

* Das „Neue **Pester** Journal" berichtet: In Abauj-Szántó ist dieser Tage der Kerer jüdische Privatlehrer Hermann Waldmann eines plötzlichen Todes gestorben. Der arme Lehrer war einer der Helden der Schlacht von Custozza und für seine damals geleistete Heldenthat hatte sein — Hauptmann die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten. Waldmann, der als junger Freiwilliger an dem ungarischen Freiheitskampfe teilgenommen hatte, wurde nach der Niederwerfung desselben in die kaiserliche Armee als „gemeiner" Artillerist eingereiht. In der Schlacht von Custozza war er als Wache bei einer an einem abgelegenen Waldessaume stehenden Batterie postiert, während die Mannschaft und die Offiziere — da weit und breit vom Feinde keine Spur war — drinn im kühlen Walde Rast hielten. Plötzlich kam eine große Truppe feindlicher Reiterei herangesprengt, die durch den Wald dem österreichischen Lager in den Rücken fallen wollte. Waldmann hatte keine Zeit mehr, seine Kameraden herbeizurufen. Einer Eingebung des Augenblicks folgend, feuerte er in raschem Aufeinander sämtliche Geschütze der Batterie ab, wodurch in den Reihen des Feindes große Verwirrung entstand, da es auch viele Tote gab. Die Mannschaft der Batterie stürzte aus dem Walde hervor und rasch ließ der Hauptmann noch einmal auf die feindliche Reiterei feuern, welche dadurch in die Flucht gejagt wurde. Nach der Schlacht erhielt, wie erwähnt, der Hauptmann die Tapferkeitsmedaille. Die Belohnung Waldmann's, über die er, nebenbei bemerkt, sehr erfreut war, bestand darin, daß er nach der Schlacht aus dem Militärdienste entlassen wurde.

*h Aus **Rumänien** wird uns berichtet: Herr Gregor Moldovan, der Herausgeber der „Revue Ungaria", einer rumänischen Wochenschrift, hat ein offenes Schreiben veröffentlicht, das er an den Senator Ureche, den Vorsitzenden der National-Liga in Bukarest, gerichtet hat. Die Liga agitiert bekanntlich zu Gunsten der Rumänen in Siebenbürgen, die angeblich von den Ungarn verfolgt und unterdrückt werden. Herr Moldovan legt Gewicht auf die Feststellung der Thatsache, daß die rumänischen Juden in Rumänien selbst noch tausendmal ärger bedrückt werden als die rumänischen Christen im Auslande, obwohl die rumänischen Juden stets eine glühende Vaterlandsliebe an den Tag gelegt, und obwohl sie sich selbst mit den ungerechtesten Gesetzen, die gegen sie gerichtet wurden, einverstanden erklärt haben, ohne zu murren. „Was würdet Ihr sagen", fragt Herr Moldovan, „wenn ein fremdes Volk sich in unsere inneren Angelegenheiten mischen und Euch beschuldigen würde, die Juden, entgegen den Festsetzungen des Berliner Vertrages, aller Bürgerrechte zu berauben? Ihr habt Mut genug, sie (die Juden) Steuern zahlen und im Heere dienen zu lassen: aber Ihr besitzt nicht Gefühl genug, ihnen für ihr Geld und für das Opfer ihres Lebens Bürgerrechte zu verleihen. Ihr haltet Hunderte, Tausende dieses Volkes in Sklaverei, obwohl sie schon vor Jahrhunderten Kinder dieses Landes waren, so gut wie Ihr und Euresgleichen. Euer unvernünftiger Haß gegen eine friedliche Nation, die Euch nichts Böses gethan hat, steht also gar nicht im Einklange mit der Humanität und der Zivilisation, welche Ihr anrufet, wenn es irgendwo im Auslande Euren Brüdern an den Kragen geht". Diese energischen Tadelsworte eines hervorragenden christlichen Schriftstellers, haben als „Zeichen der Zeit" einen unendlichen Wert. — Ein anderer bemerkenswerter Zwischenfall, der die in Rumänien herrschenden, den Juden etwas günstigere Strömung kennzeichnete, ereignete sich bei der Gründung eines Studentenvereins an der medizinischen Fakultät in Jassy. Die Professoren ersuchten die Studentenschaft, keine Glaubensunterschiede zu machen, und infolgedessen wurde eine stattliche Anzahl jüdischer Studenten aufgefordert, dem Vereine beizu-

treten. Bei der Ausschußwahl wurden unter neun Ausschußmitgliedern vier Juden gewählt; einer wurde zum Vize-Präsidenten, ein anderer zum Schriftführer ernannt. Solche Vorfälle wären noch vor ganz kurzer Zeit in Rumänien unmöglich gewesen. Man sieht, es wird Licht in den „dunkelsten“ Ländern!

* **Juden von Bessarabien.** Bekanntlich entriß Rußland nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877—76 dem türkischen Reiche die ehemalige rumänische Provinz Bessarabien. Seit undenklichen Zeiten waren die Juden in zaylreichen Städten der Provinz wohnhaft. Als sie infolge der Abtretung Bessarabiens an Rußland ihre Rechte als rumänische Unterthanen verloren hatten, konnten sie den Schutz Rumäniens nicht mehr anrufen; andererseits weigerte sich Rußland, sie als russische Unterthanen anzuerkennen. Zu verschiedenen Malen wandten sich die Juden Bessarabiens an den Senat und baten ihn, ihre Lage zu regeln. Der Senat hat soeben über ihr Schicksal durch Veröffentlichung eines Ukases des folgenden entschieden: Durch keiserlichen Ukas vom 9. Oktober 1878 nach der Besitzergreifung des südlichen Teiles der Provinz Bessarabien veröffentlicht wurde, ist verordnet worden, daß von allen Bewohnern der Eid der Treue für Rußland geleistet werden sollte und daß jedem Einwohner, der seine Rechte als rumänischer Unterthan bewahren wollte ein Aufschub von drei Jahren bewilligt würde. Die Leistung des Treueides ist ein Akt, durch welchen jeder fremde Unterthan zum russischen Unterthan wird. Infolge dessen sind alle Juden des annektierten Gebietes (außer denjenigen, welche mit Auslandspässen versehen sind), sofern sie vor der Besitzergreifung in die Bevölkerungslisten eingetragen sind, ferner ihre in diese Listen eingetragenen oder nicht eingetragenen Familienmitglieder, die Juden, welche vor der Annektierung Immobilien-Eigentum erworben haben, sowie endlich diejenigen, die zwar diese beiden letzteren Bedingungen nicht erfüllen, beweisen können, doß sie den annektierten Bezirk immer bewohnt haben, als russische Juden anerkannt worden und müssen dieselben auf ihrer Stelle belassen. Die Provinzial-Behörden Bessarabiens sind daher beauftragt worden, Listen der in der annektierten Gegend heimischen Juden einzurichten und ihnen alle Rechte russischer Bürger, die mit den die russischen Juden betreffenden Gesetzen und Verordnungen vereinbar sind, einzuräumen.

* s. **Aus Paris** schreibt man uns: Der Dreyfuß-Zwischenfall wurde von einem hiesigen antisemitischen Blatte als günstige Gelegenheit zu einer skandalösen Verleumdung ergriffen. Das Blättlein versichert, daß infolge der Ueberführung des Hauptmanns Dreyfuß „der geheime Groß-Kahal des Judentums“ aus Rache eine Reihe von .... Ritualmorden angeordnet hat, die am kommenden Passafeste heimlich ihren Anfang nehmen, und deren Opfer ausschließlich Kinder sein sollen. Um ein solches Unglück abzuwenden, müsse man, wie das ehrenwerte Antisemitenorgan betont, die Juden vollständig vernichten. Die „Archives Israélites“ fordern die Regierung auf, die Juden gegen derartige freche Aufreizungen zu Gewaltthaten zu schützen und die Gesetze von 1848 und 1881 in Kraft zu setzen, welche denjenigen, der durch Erregung von Haß gegen irgend eine Klasse von Bürgern den öffentlichen Frieden stört, mit den strengsten Strafen bedrohen. — Der Sondergottesdienst, der zum Besten der jüdischen Gemeindeschulen am ersten Chanukkatage in der Synagoge auf der Siegesstraße (Rue de la Victoire) stattfand, und die bei dieser Gelegenheit veranstaltete Geldsammlung hatte fast 40 000 Franken eingebracht.

* v. Fast jedermann weiß, daß der Premierminister von **England** der Schwiegersohn Lord Rothschilds ist. Aber nicht jedermann weiß, daß der neue Generalanwalt von England, Mr. Frank Lockwood, der Schwiegersohn des Herrn Solis Schwab in Hamburg ist, der ein reicher jüdischer Großhändler war. Es scheint sich mit dem englischen Adel so zu verhalten wie mit jenem Könige von Spanien, unter dessen Regierung das Edikt erlassen wurde, daß jeder Jude einen roten Hut tragen müsse. Eines Morgens brachte der Hofnarr zwei rote Hüte zu Sr. Majestät. „Was willst Du mit diesen beiden Hüten?“ fragte der König. „Darauf der Hofnarr: „Majestät, einer ist für mich und einer — für Sie.“

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Eine ebenso einfache wie erhebende Feier war es, welche Vorstand und Repräsentanten der hiesigen jüdischen Gemeinde zu Ehren ihres Vorsitzenden, des Herrn Justizrat Siegmund Meyer im Sitzungssaale der letztgenannten Körperschaft am letzten Sonntage veranstaltet hatten. Der sonst der ernsten Arbeit geweihte Raum war zum Festlokal umgewandelt und glänzte im Schmucke grüner Blattgewächse, zwischen denen eine feierlich geschmückte und feierlich gestimmte Schar von Gästen hin und her flutete. An der hufeisenförmigen Tafel hatten die Vertreter der Gemeinde Platz genommen und vor derselben waren auch die Herren Rabbiner in corpore vertreten. Galt es doch dem ersten Vorsteher der ersten und bedeutendsten Gemeinde des deutschen Vaterlandes zu beglückwünschen, der an diesem Tage auf fünfundzwanzig Jahre seiner Ehrenamtsthätigkeit zurückblickte, und während dieser langen Zeit die ihm gewordene schwere und verantwortungsvolle Aufgabe in schönster Weise gelöst hat. Der Synagogenchor eröffnete die Feier mit einem stimmungsvollen Gesange, nach dessen Erledigung Herr Jacoby namens des Vorstandes das Wort ergriff, um in inhaltsvollen Worten, den Jubilar zu feiern, auf seine Verdienste hinzuweisen und ihm neben dem herzlichsten Danke die innigsten Glückwünsche des Vorstandes darzubringen. Man habe, so ungefähr führte der Redner aus, die Arbeitsstätte zum Festraum umgewandelt, weil heute hier die Arbeit gefeiert werden solle, treue hingebungsvolle und selbstlose Arbeit durch fünfundzwanzig Jahre hindurch. In allen Zweigen der jüdischen Gemeinde sei die Thätigkeit des Jubilars zu erkennen, sowohl bei der Verwaltung im großen, wie bei den zahlreichen Anstalten der Gemeinde, im Gottesdienste und in den Institutionen, die außerdem der Bildung und Belehrung dienen, überall habe er mit ged schickter Hand eingegriffen und seine überlegene Kraft un reiche Erfahrung in den Dienst der Gemeinde gestellt. Das Gefühl sei dadurch erwidert worden, daß das Steuer der Gemeinde von sicherer und weiser Hand geleitet wurde, die namentlich das Band der Eintracht und des Friedens trotz der oft einander widerstrebenden Meinungen zu festigen verstanden, das alle diejenigen umschlinge, welchen die Leitung der Gemeinde obliege. Sein — des Redners — Wunsch sei, daß der Jubilar noch recht lange seines Amtes walte und daß die Gemeinde stets Männer finde, die ihm ähnlich seien. —. Nach den von Beifall begleiteten Worten des Herrn Jacoby, erhob sich der Vorsitzende der Repräsentanten-

Versammlung, um in längerer Rede, namentlich die reformatorische Thätigkeit des Gefeierten zu würdigen. Der Jubilar sei, wo es sich um Gemeinde-Angelegenheiten gehandelt, stets zu sprechen gewesen, das charakterisiert ihn. Eine unverwüstliche Arbeitskraft und Frische habe ihn ausgezeichnet und das eifrige Bestreben, den Kern der Gemeinde dadurch zu festigen, daß unter Mehrung der Pfeiler, auf denen das Judentum ruhe, überall in den Gemeinde-Institutionen den Anforderungen der Zeit entsprochen worden sei. Das habe dahin geführt, daß auch die Widerstrebenden sich nach und nach gerührt hätten, so daß Frieden und Eintracht, ausgehend aus der Vertretung, die Signatur der Gemeinde sei. Die Versammlung danke dem Jubilar aufs herzlichste und habe diesem Danke in einer Adresse Ausdruck gegeben, die er zur Verlesung bringen wolle. Nachdem dies geschehen, ergriff der Redner nochmals das Wort, um zu betonen, daß dieser Tag auch seine gedenkliche Fortdauer finden soll, indem das Bild des Jubilars als Vorbild für die Nachkommen seinen Platz im Sitzungssaale finden solle. Darauf fand die Enthüllung des Bildes statt, das in Oel gemalt dem Saale zur Zierde gereichen dürfte. — Der Jubilar dankte tiefbewegt, indem er betonte, daß er bescheiden genug von seiner Thätigkeit denke, als daß ihm nicht Zweifel darüber gekommen seien, ob er würdig sei, daß sein Bild neben denen figuriere, die so Großes für die Gemeinde gethan. Umsomehr danke er, namentlich erfreut über die Einmütigkeit, mit der man ihn geehrt habe. Nur durch die Mitwirkung aller seien Erfolge erzielt worden, weshalb er allen zunächst danke, die in der Arbeit ihm treulich zur Seite gestanden. Die Arbeit sei keine geringe gewesen, da der Berliner Gemeinde die Stadt allmählich zu enge geworden, mithin überall neue Bahnen hätten eingeschlagen werden müssen. Daß sei ihm, dem Redner, aber eine Genugthuung, daß das Band der Gemeinde keine Lockerung erfahren, daß alle Glieder des großen Körpers enge zusammenhalten. Selbst die Reformgemeinde hänge aufs innigste mit der großen Gemeinde zusammen, so daß von ihr zu hoffen stehe, daß sie wie nach der entgegengesetzten Richtung, die orthodoxe in Zukunft auch wieder zur großen Gemeinde zurückkehren werde, da Berlin auf die Dauer kein Boden für die Hyperorthodoxie sei. Ihm werde der Tag unvergeßlich sein, und so wie seine Thätigkeit durch das Vorbild des Vaters ihren vornehmsten Antrieb erhalten habe, so hoffe er, daß es auch bei seinen Kindern nicht in Vergessenheit geraten werde. — Gesang des Synagogenchors beschloß die Feier. —r.

— Auf eine Anregung, die seitens des hiesigen „Vereins für jüdische Krankenpflegerinnen" ausgebildeten Krankenpflegerinnen an auswärtige Städte resp. kleinere Orte, woselbst der Gründung eines denselben Tendenzen entsprechenden Vereins aus eigenen Mitteln nicht erreicht werden kann, zu überlassen, erklärt der Vorstand: „Wir können diese Frage dahin beantworten, daß wir unsere Schwestern überall hinsenden, wo man ihrer Hilfe bedarf und daß wir auch unseren Satzungen entsprechend, die Krankenpflege Unbemittelter unentgeltlich ausüben lassen. Unsere zur Zeit fertigen drei Schwestern, welche bereits Außenpflege betreiben, sind schon verschiedene Male außerhalb Berlins thätig gewesen, und denken wir, uns auch in der Folge nicht nur auf unsere Stadt zu beschränken. Um indessen eine so ausgedehnte Wirksamkeit ausüben zu können, bedürfen wir selbstverständlich einer erheblich größeren Zahl ausgebildeter Schülerinnen, und wir dürfen hoffen, daß uns eine solche, da zur Zeit vierzehn Schülerinnen in der Ausbildung begriffen sind, nach Ablauf des kommenden Jahres zu Verfügung stehen wird. Alsdann werden wir gern bereit sein, auch auswärtigen Gemeinden unsere Schwestern für die Krankenpflege bereit zu halten und mit den betreffenden Vorständen bezüglich Ueberlassung von Krankenpflegerinnen in Verhandlung zu treten."

— Das XII. Stiftungsfest des Vereins „Gemilus Chaßodim" fand am Sonntag den 13. d. M. in den Dräselschen Festsälen unter zahlreicher Beteiligung der Mitglieder resp. Freunde des Vereins statt. Der Vorsitzende, Herr J. Rosenthal, begrüßte die Gäste und hob hervor, wie nur durch das einmütige Zusammenwirken aller Beteiligten, der Verein es zu seiner heutigen Höhe brachte (der Verein zählt 420 Mitglieder), er bat auch ferner das Interesse des Vereins fördern zu wollen und schloß mit einem Hoch auf die Gäste. Fräulein Moses trug einen schönen Prolog vom geduldigen Hiulel, der die Nächstenliebe als das Fundament des Judentums pries, in herrlichster Weise vor, worauf Herr Dr. med. Moses in ausführlicher Weise klarlegte, wie besonders notwendig geworden in unserer Zeit es sei, insolange es keine interkonfessionelle Vereine gebe, die ohne Rücksicht auf Glaube und Abstammung Humanität üben, müsse es speziell die Aufgabe des Judentums sein, der Not im eigenen Lager nach Kräften zu steuern. Ein Festlied verfaßt vom Herrn Ball, würdigte die Verdienste der einzelnen Vorstandsmitglieder und wurde recht begeistert von der Gesellschaft aufgenommen. Verschiedene Gesangs- resp. Violinvorträge von Geschwister Lepkowitz trugen wesentlich zur Feier dieses schönen Festes bei, das noch lange in Erinnerung der Teilnehmer bleiben wird. —n.

* i. Im Litteratur-Verein in **Königsberg** sind im ersten Vierteljahr 1894—95 folgende Vorträge gehalten worden: 1. Leopold Zunz, 2. Moritz Lazarus (Herr Sekretär Klein), 3. Prof. D. Cornills Schrift: „Der israelitische Prophetismus" (Rabbiner Dr. Bamberger), 4. „Bilder und Skizzen aus Alt-Judäa" (Herr Max Feinstein), 5. Vorlesung aus „Ludw. Aug. Frankls Werken" (Herr Inspektor Peritz), 6. „Die Nächstenliebe" (Herr Rabinowitz). Sämtliche Vortragende sind Königsberger Vereins-Mitglieder.

* h. Einen interessanten Vortrag hielt am 8. d. M. in dem dicht gefüllten Saale der Bürger-Ressource in **Königsberg** Herr Professor Dr. Cornill vor den Mitgliedern und Gästen des Litteratur-Vereins. Der Redner, dessen Studien über die alttestamentliche Litteratur hier noch besonders gewürdigt werden soll, hatte sich das gerade in unserer Zeit doppelt beachtenswerte Thema gewählt: „Das alte Testament und die Humanität". In geistvoller und von tiefer Kenntnis zeugender Weise zog der Vortragende in erster Reihe die Thora mit ihrer Fülle von Gesetzesvorschriften, dann die prophetischen Schriften, Psalter und Sprüche und endlich, als das hohe Lied der Humanität, das Buch Hiob heran, um zu erweisen, daß die Humanität in jenen Schriften mit einer Eindringlichkeit gepredigt werde, die davon zeuge, in wie hohem Maße das Volk der Israeliten schon in jenen grauen Zeiten die Nächstenliebe gepflegt habe. Aus zahlreichen Belegstellen bewies der Redner, daß die Humanität nicht blos als Tugend gepriesen, sondern geradezu von dem Gesetz gefordert wurde, und daß dabei Witwen und Waisen, Fremdlinge und Leviten, Arme und Kranke mit der gleichen Liebe umfaßt, ja selbst die Verbrecher und Tiere nicht ausgeschlossen würden, wie denn gerade die Kriminaljustiz des alten Testaments von einem Geiste der Humanität durchweht werde, der

sie hoch über die moderne Gerechtigkeitspflege erhebe. Namentlich die Thora gab eine reiche Auslese von Vorschriften her, aus welchen ein warmer Strom einer selbst des Feindes nicht vergessenden Menschenliebe hervorleuchtet. — Lebhafter und anhaltender Beifall gab dem Redner den Dank zu erkennen, welchen die aufmerksamen Zuhörer ihm zollten.

* Herr Hauptlehrer Herbst in Lissa sendet uns folgende Zeilen: Den Mitgliedern des Vereins jüdischer Lehrer der Ostprovinzen teile ich in Verfolg unserer Beschlüsse in der Versammlung vom 21. November v. J. das nachstehende von Herr Geheimrat Dr. Kristeller mir zugegangene Schreiben vom 7. d. M. zur gefälligen Kenntnisnahme mit: „Der Ausschuß des jüdischen Gemeindebundes hat mit Befriedigung von Ihrem gefälligen Bericht über die jüngste Jahresversammlung Ihres Vereins Kenntnis genommen. — Der Beschluß, für das Bibellesen einen geeigneten Auszug in deutscher Sprache zu empfehlen, hat die volle Zustimmung unserer Abteilung für das Lehrwesen gefunden. Ist der Ausschuß doch bereits seit Jahren bemüht, die Auerbach'sche Bibel zu einem billigen Preise zu beschaffen. Bedauerlicherweise haben wir nicht das nötige Entgegenkommen seitens des Verlegers gefunden. — Ihr Gesuch an uns, unter Zuziehung von Volksschullehrern einen geeigneten Bibelauszug für Volksschulen zu billigem Preise herzustellen, wird von unserer Abteilung für Lehrwesen in wohlwollende Erwägung gezogen, wennschon wir die großen Schwierigkeiten des Unternehmens nicht verkennen. — Schließlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die Vorbereitungsarbeiten für die Konstituierung eines Verbandes der jüdischen Lehrervereine diesseits mit Nachdruck betrieben werden." — Nachdem der jüdische Gemeindebund schon vielfach gegen unseren Verein sein Wohlwollen bethätigt hat, wird uns durch vorstehendes Schreiben ein neuer Beweis seiner Sympathie für unsere Bestrebungen entgegengebracht. Das Können des Bundes wird aber seinem Wollen noch mehr entsprechen, wenn ihm größere Mittel — sei es von Gemeinden oder Einzelpersonen — zufließen. Sorge darum jeder von uns in seinem Kreise, daß dies reichlich geschehe!

* Am 1. d. M. fand in **Essen** unter dem Vorsitze des Herrn Prediger a. D. Blumenfeld die alljährlich abzuhaltende Vorstandssitzung des „Vereins israelitischer Lehrer Rheinlands und Westfalens" statt. Zugegen waren sämtliche Vorstandsmitglieder. Das Ergebnis der Kasse war recht befriedigend. Der eiserne Fonds ist im Laufe des Jahres von 78 320 auf 80 300 Mk. gestiegen. Obgleich die Pensionsquoten an Zahl zugenommen, so konnten doch die Anteile nach den Bestimmungen der Statuten erhöht werden. An Zinsen, Mitgliederbeiträgen, freiwilligen Beiträgen von Gemeinden und Privaten waren 7863 Mk. zu verzeichnen; von dieser Summe mußten Zweidrittel laut Statut zur Verteilung gelangen. In den letzten Monaten sind dem Vereine 5 neue Mitglieder beigetreten. — Auf der letzten Hauptversammlung in Köln wurde Hamm als diesjähriger Konferenzort vorgeschlagen, indes glaubte der Vorstand aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten Hörde wählen zu sollen und somit wird hier am 1. und 2. Juni die nächste Konferenz stattfinden.

* p. Die israelitische **ungarische** Litteraturgesellschaft, welche vor einem Jahre gegründet wurde und sich bereits einer großen Anzahl von Mitgliedern erfreut, hat soeben ihr erstes Jahrbuch herausgegeben und es mag gleich hier konstatiert werden, daß dasselbe über alle Erwartung gelungen ist. Der Präsident der litterarischen Sektion dieser Gesellschaft, Professor Dr. Wilhelm Bacher und deren Sekretär Dr. Franz Mezey, welche als Redakteure des Jahrbuches zeichnen, haben eine so reiche Fülle der interessantesten wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten gesammelt, daß das vorliegende Werk eine Zierde der ungarischen Litteratur wie des Judentums bildet. Des letzteren aus dem Grunde, weil die Verfasser der Arbeiten, welche den Inhalt des 30 Druckbogen starken Werkes bilden — es sind ihrer beinahe ein halbes Hundert —, durchwegs jüdischer Konfession sind und ihre Leistungen auf einem hohen litterarischen Niveau stehen, welches ihrer Litteraturgesellschaft zu hoher Ehre gereicht. Dabei haben die Themata aller Arbeiten irgend einen Bezug zum Judentum.

* Die jüdischen Religionslehrer in **Ungarn** reichten beim Kultusminister ein Memorandum ein, in welchem sie um die Verbesserung ihrer Lage ansuchen. In demselben setzen sie auseinander, daß sie, nachdem das 1868er Schulgesetz auf die Religionslehrer nicht ausgedehnt wurde, der Willkür der Schulhalter unterworfen sind, und daß sie der Landes-Lehrerpensionsfond ohne Weiteres ausschließt. Sie wünschen nur vorläufig die Aufnahme in den Pensionsfond, um sich eine einigermaßen annehmbare Existenz im Alter nach der mühseligen Laufbahn gründen zu können.

* Das Zentralkonsistorium in **Paris** hat den Preis Weill aus Straßburg, bekanntlich zu Gunsten von Rabbinern und Lehrern oder anderer Personen gestiftet, die durch ihre Schriften die Bildung der jüdischen Jugend gefördert haben, nach Bericht der Spezialkommission an folgende Herren diesmal verteilt: Großrabbiner Bloch in Nancy, Abr. Cahen und Is. Lévy in Bordeaux, L. Wogue, Rabbiner M. Mayer, Léon Kahn, Sekretär des israelitischen Konsistoriums in Paris, Lehrer Ury in Bordeaux, Schuldirektor Leopold und Madame J. Lévy in Paris. Die zur Verteilung gelangende Summe beträgt 6500 Francs für dieses Jahr, so daß auf jeden der Genannten der Betrag von 650 Francs kommt.

*d. **Aus Amerika.** Dr. Wise wehrt sich gegen die Angriffe des Advokaten Herrn Levy, über die wir in Nr. 1 ausführlich referiert haben, indem er in der „Deborah" schreibt: „Wenn ein Advokat aus Galveston vor dem Konvent der jüdischen Gemeinden sich erhebt und ohne irgend welche Kenntnisse vom Judentum zu besitzen, die Reform und die Reformer mit ihren Rabbinern und ihren Gemeinden verdammt, ist das nicht minder lächerlich, als wenn ein Paar Reformrabbiner, mit aller Gewalt Märtyrer werden wollen, immer davon reden, daß sie jemand aus dem Judentum hinauswerfen wollte, gleichsam die Welt aufforderen sie mit einem Bannstrahl auszuzeichnen. Bis jetzt ist es wohl noch keinem eingefallen, den A. oder den B aus dem Judentum hinaus zu eskamodieren, weil die Herren so sprechen als wären sie etwas apartes, eine Eigenart, als hätten sie ganz neue freisinnige Lehren, niedagewesenes der Menschheit zu offenbaren. Beruhigen Sie sich, meine Herren, in Amerika wird kein jüdischer Lehrer in den Bann gethan, weil er zu freisinnig ist, besonders nicht, wenn er blos das Oftgesagte in anderen Worten wieder auftischt. Im Judentum hat man zu allen Zeiten nur die großen widerspenstigen Geister mit dem Banne belegt, die Mittelmäßigkeit hat man immer ungestört vorüber ziehen lassen. Ein Komet ist zwar auch ein Stern, er unterscheidet sich aber von den andern Himmelsgefährten durch den langen Schweif und seinen unregelmäßigen Schlendrian. — Diese überlegen-satyrischen Sätze des greisen Leiters des angegriffenen Rabbinerseminars in Cincinnati widerlegen nicht nur nicht die Angriffe des Hrn. Levy, sondern bestätigen

sie. — In derselben Nr. desselben Blattes läßt sich derselbe Mitbegründen der Reform in Amerika über den Wert des Sonntagsgottesdienstes wie folgt aus: „Wir sind der Ansicht, daß man am Sonntag mehr nichtjüdische Zuhöhrer zu einem Vortrage heranziehen kann als am Sabbat. Wem also besonders daran gelegen ist, ob Rabbiner oder Gemeinde, das nichtjüdische Publikum zu belehren, der hat ja ganz recht, wenn er am Sonntag Vorträge hält, besonders wenn er auch wirklich jüdische Lehren zur Anschauung zu bringen beflissen ist und nicht über alle möglichen Themata einen willkürlichen Richterspruch verhängt. Daß aber auch das Judentum dabei etwas gewinnt, steht noch immer zu beweisen. Es scheint sogar, daß die Israeliten, die keine Sonntagsvorträge zu hören bekommen, noch immer die loyalsten sind. Dem Vernehmen nach sind die Israeliten bei den Sonntagsvorträgen nicht sehr stark vertreten, wohl aber bei den Freitag-Abend-Vorträgen, wie wir jüngstens wieder in New Orleans gesehen haben, und aus allen westlichen und südwestlichen Gemeinden einstimmig mitgeteilt wird."

* * *

* **Hier und dort.** Man schreibt uns aus Lissa: Am 6. d. M. feierte der jetzt in Berlin lebende Hauptlehrer Siegmann seinen 80. Geburtstag. Derselbe trat im Jahre 1886 nach 50jähriger Amtsthätigkeit, von welcher Zeit 42 Jahre auf seine Wirksamkeit als Lehrer der hiesigen jüdischen Schule fallen, in den Ruhestand. Die hiesige Schule gratulierte durch ein Telegramm. — Am 7. Januar feierte der emeritierte erste Kantor hiesiger Gemeinde Hr. Bischofwerder mit seiner Ehefrau das Fest der goldenen Hochzeit. Zu diesem Feste waren sämtliche Söhne, welche in angesehenen Stellungen als Kaufleute, Aerzte und Rechtsanwälte leben, anwesend. Selbst den weiten Weg über das Meer hatte der eine Sohn nicht gescheut. Zahlreiche Deputationen brachten ihre Glückwünsche dem Paare dar. Hr. Landrat v. Hellmann überreichte die von Sr. Majestät dem Ehepaar verliehene Ehejubiläumsmedaille. Die hiesige Gemeinde schenkte einen silbernen Becher mit schöner Widmung. — Die Krankenunterstütznngskasse des israelitischen Jünglingsvereins in Rödelheim, die nahezu 50 Mitglieder zählt und ein Vermögen von etwa 15 000 Mk. besitzt, beging am 7. d. M. ihr 75jähriges Jubiläum, welches durch ein Festessen gefeiert wurde. — In Mannheim starb der 82 Jahre alte emer. Lehrer Salomon Hilpolsteiner. Derselbe war früher Lehrer in Dürmstein (Rheinpfalz) an der Elementarschule. — Der Gemeinderat in Wien hat für die Erteilung des jüdischen Religions-Unterrichtes an den Volks- und Bürgerschulen im Schuljahre 1894—95 einen Kredit von 13,778 fl. und für die Instandhaltung der Schullokalitäten einen Zuschußkredit von 35 000 fl. bewilligt. — Nach dem „Journal offiziell" sind in dem diesjährigen Budget Frankreichs folgende Posten für den israelitischen Kultus ausgeworfen: Ausgaben für den israelitischen Kultus überhaupt 22 256 Francs, für das Seminar 3667 Francs, Unterstützung für Bauten 9800 Francs.

* Unsre Glaubensgenossen in der **Schweiz**, wo bekanntlich die Schechitah verboten ist, hatten unter namhaften Opfern durch Errichtung einer Schlachterei in St. Ludwig (jenseits der deutschen Grenze) für die rituellen Bedürfnisse der Gemeinden gesorgt. Nun droht ihnen eine neue Gefahr. Dieser Tage war der Schochet der Gemeinde in Basel vor das Polizei-Strafgericht geladen, um sich „wegen Tierquälerei" zu verantworten. Er hatte eingestandenermaßen das Verbrechen begangen, ein Huhn ohne vorherige Betäubung zu schlachten! Vergebens berief er sich darauf, daß nach dem gesunden Menschenverstand das Gesetz doch nur die Betäubung von Schlachtvieh verlange, daß kein Mensch, weder Jude noch Christ das Geflügel vor der Tötung betäube. Es half alles nichts. Der Amtsanwalt berief sich auf den Wortlaut des Gesetzes, welches von allen Tieren spricht, und beantragte 30 Francs Buße. Das Urteil lautete auf 5 Frcs. Angesichts der prinzipiellen Wichtigkeit dieser Gerichtsentscheidung welche das Schächt-Verbot doppelt empfindlich gestaltet, wird es selbstverständlich bei dem erstinstanzlichen Urteil nicht sein Bewenden haben, vielmehr Appellation eingelegt werden.

Wochen-	Jan. 1895.	Tebeth 5655.	**Kalender.**
Freitag . . .	18	22	(Sabb.-Anf. 4,28)
Sonnabend . .	19	23	שמות (Sabb. Ausg. 5,13). [Neumondweihe].
Sonntag . . .	20	24	
Montag . . .	21	25	
Dienstag . . .	22	26	
Mittwoch . .	23	27	
Donnerstag . .	24	28	
Freitag . . .	22	29	

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.